Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 21 – 27. Mai 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt



Nicht gerade das typische Bild einer China-Reise: Die protestantische Bundeskanzlerin Angela Merkel und der 91jährige katholische Bischof Aloysius Jin beim gemeinsamen Gebet in der St. Ignatius-Kathedrale in Schanghai – ein Ereignis, das über die tagesaktuellen Ergebnisse dieses deutsch-chinesischen Gipfels hinausweist. Immerhin hat Bischof Jin 21 Jahre in chinesischen Gefängnissen verbracht. Hoffentlich signalisiert dieses Bild wirklich das nahende Ende der Christenverfolgungen im kommunistischen Riesenreich.
Foto: dpa

Götterdämmerung in Weiß

Mit ihren rigorosen Streiks schaden die Klinikärzte den Patienten und der eigenen Sache

Einst zählten die Ärzte zu den angesehensten Berufsgruppen Deutschlands, neben Geistlichen und Professoren. Der erste Knick in der Beliebtheitsskala kam mit der Schlagzeile „Halbgötter in Weiß“. Insbesondere die Chefärzte wurden – nicht immer zu Unrecht – als eher am eigenen Wohlstand denn am Wohlbefinden der Patienten interessiert entlarvt. Nun sind die den Chefärzten unterstehenden Klinik- und Assistenzärzte dabei, die „Götterdämmerung in Weiß“ entscheidend voranzubringen. Im Klartext: Der Marburger Bund, angeführt von seinem forschen Langzeitfunktionär Frank Ulrich Montgomery, verspielt den letzten Rest von Ansehen, führt die von ihm vertretenen Mediziner des Öffentlichen Dienstes ins Abseits.

Daß unser Gesundheitssystem „krank“ ist, daß Mediziner aufgrund ihrer Fachkunde besonders berufen sind, auf Mängel und Fehlentwicklungen hinzuweisen, daß Ärzte Anspruch auf optimale Arbeitsbedingungen und angemessene Bezahlung haben – all das ist unbestreitbar, ebenso wie das Recht, mit ihren Forderungen an die Öffentlichkeit zu gehen und notfalls dafür zu kämpfen.

Der feine Unterschied: „dafür“, nicht „gegen“. Denn was der Marburger Bund uns in den vergangenen Wochen vorgeführt und – für den Fall, daß seine zum Teil maßlosen Forderungen nicht uneingeschränkt erfüllt werden – auch für die weitere Zukunft angedroht hat, fällt eindeutig in die Rubrik „gegen“. Nämlich gegen die Patienten.

Die streikenden Ärzte an den Uni-Kliniken wollten Druck auf die öffentlichen Arbeitgeber ausüben. Dies ist ihr gutes Recht, das aber nicht jedes Mittel rechtfertigt. Wenn landesweit kranken Menschen ärztliche Hilfe verweigert wird, wenn Operationstermine abgesagt oder verschoben werden, wenn nur noch akute, lebensbedrohende Notfälle behandelt werden, dann ist das mehr als nur ein Verstoß gegen den Eid des Hippokrates. Da werden kranke Menschen quasi in Geiselhaft genommen, da wird das Leid der Patienten mißbraucht, um die öffentliche Hand zu Zugeständnissen zu nötigen, da wird – wohl nicht im juristischen, auf jeden Fall aber im moralischen Sinne – die Grenze zwischen Arbeitskampf und Erpressung überschritten.

Diese Verbandsfunktionäre, die nicht einmal bereit sind, die „Eselsbrücke“ des von Ver.di ausgehandelten Tarifabschlusses für den Öffentlichen Dienst zu beschreiten, versündigen sich an den ihnen anvertrauten kranken Menschen.

Darüber hinaus beschädigen sie sowohl die eigenen Interessen als auch die Sache insgesamt, also die überfällige Sanierung unseres in Schieflage geratenen Gesundheitswesens. Denn durch ihre Sturheit sind die Fronten inzwischen so verhärtet, daß sie Gefahr laufen, auch da, wo sie eigentlich Recht haben, nicht mehr Gehör zu finden. Statt dessen werden sie sich daran erinnern lassen müssen, daß es andere akademische Bereiche gibt, in denen die „Auszubildenden“, zum Beispiel die Referendare in Schuldienst und Justiz, noch schlechter bezahlt werden als die Assistenzärzte an den Uni-Kliniken.

Nein, diese Ärztefunktionäre haben sich selbst entzaubert – sie sind nicht einmal mehr „Halbgötter in Weiß“. *H.J.M.*

HANS-JÜRGEN MAHLITZ:

Rechts-freie Zone

Angst. Angst. Angst. Das Leben in Deutschland – ein Leben in Angst. Millionen von Arbeitnehmern haben Angst, ihre Arbeit zu verlieren, eine nicht ganz kleine Minderheit von Faulenzern und Schmarotzern hat Angst, wieder arbeiten zu müssen. Die Jüngeren haben Angst vor dem Schuldenberg, den sie erben, die Älteren haben Angst, weil die Renten nicht mehr sicher sind.

Diese und mancherlei andere Ängste aber werden überlagert von der einen großen Angst, die in diesen Tagen wieder einmal das öffentliche (vor allem das veröffentlichte) Meinungsbild bestimmt: der Angst vor extremistischer Gewalt, vor Fremdenfeindlichkeit – eben vor „Rechts“. Schon wird die Karte Deutschlands neu gezeichnet, nicht mehr nach Ländern, Regionen oder Landschaften unterteilt, sondern nach Zonen, in denen Farbige, Türken, Juden, Asiaten, Osteuropäer, Südländer, also alle, die nicht „blond und blauäugig“ sind, sich sicher, unsicher oder hochgradig gefährdet zu fühlen haben. Ein ehemaliger, eigentlich schon vergessener Regierungssprecher ruft sich mit Reisewarnungen in Erinnerung, der Afrika-Rat bereitet für Gäste der Fußball-WM einen Gefahrenatlas vor. Und Frau Christiansen untermalt das düstere Deutschlandbild, indem sie mal eben ihr Aufnahmeteam vor die Tür schickt, wo – rein zufällig natürlich und garantiert ungesteuert – genau die Leute herumstehen, die genau das sagen, was benötigt wird, um den renitenten bayerischen Innenminister schlecht aussehen zu lassen.

Der hatte getan, was man auf gutmenschendeutsch „relativieren“ nennt: Die Aufregung um angebliche „No-go-Zonen“ halte er „für überzogen“; immerhin lebe ein Türke „in München im Zweifel sicherer als in Ankara oder Istanbul“.

Als aktueller Aufreger mußte ein Vorfall herhalten, bei dem ein deutschtürkischer PDS-Politiker zu Schaden gekommen war und der republikweit nach gängigem antifaschistischen Muster kommentiert wurde: „rassistisch“, „fremdenfeindlich“, „rechtsextremistisch“ – obwohl es zunächst nicht die geringste Spur von den Tätern gab. Die Gewißheit, hier hätten wieder mal „die Rechten“ zugeschlagen, stützte sich ausschließlich auf die Angaben des Opfers, das zwar für Aussagen gegenüber der Polizei zu schwer verletzt war, nicht aber für dramatisch inszenierte Fernsehinterviews im Krankenbett. Den Verdacht, auch der Überfall selbst sei inszeniert gewesen, äußerten übrigens nicht böse „Rechte“, sondern linke Parteifreunde, nachzulesen in der linken „taz“.

Unabhängig von der Bewertung dieses und anderer Vorfälle: Daß es in Deutschland (wie in anderen Ländern) fremdenfeindliche und rassistische Übergriffe – insbesondere gegen Menschen dunkler Hautfarbe – gibt, ist unstrittig. Dagegen ist energisch vorzugehen. Wer Gewalt für ein Mittel der Ausländerpolitik hält, stellt sich außerhalb von Recht und Gesetz – und gegen den gesellschaftlichen Konsens. Der Rechtsstaat kann keine rechtsfreien Zonen dulden, muß jedem entgegentreten, der sich anmaßt, er könne bestimmen, wer sich wann wo aufhalten darf.

Das Recht, sich an jedem öffentlichen Ort in Deutschland jederzeit frei, ungefährdet und unbelästigt aufzuhalten, darf aber nicht eingeschränkt werden. Es hat für jeden zu gelten, nicht nur für ausländische Besucher einer Fußball-WM, für Türken, Farbige, Juden, Angehörige „alternativer Lebensformen“ oder wie immer sich Minderheiten definieren. Auch Mehrheiten haben Anspruch auf staatlichen Schutz.

In Berlin, Hamburg, Köln, ja selbst in München gibt es Problem-Viertel, in denen sich auch der nicht-farbige Durchschnittsbürger besser nicht blicken läßt, zumindest nicht in Anzug, weißem Hemd und Krawatte. Da gibt es U- und S-Bahnstrecken, auf denen Anpöbeleien noch das harmloseste sind, das einem, der aussieht wie ein „Spießbürger“, passieren kann. Wo sind die Politiker, die sich dafür einsetzen, daß auch diese rechtsfreien Zonen nicht toleriert werden? Oder geht es vielleicht um etwas ganz anderes – nämlich darum, ganz Deutschland zur rechts-freien Zone zu machen, „befreit“ von allem, was „rechts“ (sprich: nicht stramm links) ist?!

Die Koalition der Unglaubwürdigen

Nach erster Euphorie und außenpolitischen Pluspunkten macht sich Unmut über die Politik und die Politiker der Bundesregierung breit

Staaten und Regierungen gehen an zwei Dingen zugrunde, an Krieg und an schlechten Finanzen – solch ein Satz kann eigentlich nur von einem Banker stammen. Gesprochen hat ihn Hjalmar Schacht 1968 im Rückblick auf seine zwei Amtszeiten als Reichsbankpräsident. Bemerkenswert heute ist nicht nur der Inhalt, sondern auch das Datum: Mitten in der Legislaturperiode der ersten Großen Koalition. Sie mündete, wie man weiß, in einem sozialliberalen Bündnis, und genau das droht der Union auch heute. Sie ist es, die vom Verlust der Glaubwürdigkeit am stärksten betroffen sein wird. Das hat nicht nur mit den Finanzen zu tun, deren Verwaltung simpler und brutaler nicht sein kann: Steuern rauf, daß die Schwarte kracht. Das hat auch zu tun mit der Profillosigkeit. Da kommt man leicht ins Rutschen, selbst wenn das Erscheinungsbild im Ausland glänzend ist. Aber mit Außenpolitik ist in Deutschland keine Wahl zu gewinnen, die Ostpolitik 1972 war eine Ausnahme, die durch tagesaktuelle Umstände verzerrt wurde und im historischen Rückblick noch einer Aufarbeitung bedarf.

Die Außenpolitik wird Frau Merkel nicht retten. Sie mag in Washington, Moskau, Peking, Paris, Brüssel und London noch so eine gute Figur abgeben. Es spricht sich herum, daß sie an diesen Baustellen eigentlich nur Reparaturarbeiten bewerkstelligt, weil ihr Vorgänger die deutsche Außenpolitik nach dem Gusto des Tages und nicht nach den Interessen des Landes betrieb und dabei offenbar seinen persönlichen Ambitionen Vorrang einräumte.

Die Fassade des Hauses Deutschland ist jetzt wieder in Ordnung. Nun wartet man auf die Reparaturarbeiten im Innern. Beim ersten Schritt hat die Union nicht aufgepaßt. Das Antidiskriminierungsgesetz geriet zum Rohrkrepierer. Überhaupt verfestigt sich der Eindruck, daß die SPD der Innen-, Gesellschafts-, und Wirtschaftspolitik den Stempel aufdrückt und Frau Merkel die Zeche bezahlt, sprich die Steuern erhöht.

Dieser Eindruck ist fatal. Wenn er sich weiter verfestigt, wird er zur Versuchung für die SPD. Sie könnte, wenn es bei der Gesundheitsreform nicht zur Einigung kommt, den Bruch wagen und die FDP für ein konstruktives Mißtrauensvotum gewinnen. Die Liberalen hätten dabei nichts zu verlieren. Sie könnten einwilligen mit dem Argument, man müsse Rot-Grün verhindern und die Fahrt in den Wahnsinn abbremsen. Die Grünen würden mitmachen und jede Kröte schlucken, nur um wieder an der Macht beteiligt zu sein. SPD-Chef Kurt Beck könnte auf diese Weise zwei Jahre regieren und eine sozial-liberale Koalition vorbereiten.

Natürlich ist es noch zu früh für dieses Szenario. Aber sobald die Konjunktur einbricht, ist es mit der Harmonie vorbei, wird das gebrechliche Gebilde namens Große Koalition der Realität nicht mehr standhalten. In solchen Situationen kommt es darauf an, eigene Positionen und Profil zu zeigen, ja, sie überhaupt zu haben. Hier wird die Schwäche der Union offenkundig werden. Sie hat nur dann eine Chance, wenn ihre Stärke nicht in Ämtern und tagespolitischer Taktik liegt, sondern in Profil und Programm. Die Regionalkonferenzen über das künftige Grundsatzprogramm haben jedoch gezeigt, daß es genau hier hapert. Viele Menschen, Mütter und Hausfrauen zumal, fühlen sich bei der Familienpolitik verraten und im Stich gelassen. Viele Arbeitnehmer verstehen nicht die Notwendigkeit der größten Steuererhöhung seit dem Krieg in einer Phase des konjunkturellen Aufschwungs. Alle sehen, daß es der Regierung an Konzepten mangelt und sie nur darauf aus ist, die Kassen zu füllen.

Die Spekulationen über die Gesundheitsreform werden nach der Weltmeisterschaft das Sommerloch füllen. Im Spätsommer und Herbst wird es ernst. Dann wird man sehen, daß die Konjunktur nicht hält, was die Prognosen versprochen haben. Von zupackender Aufbruchstimmung ist wenig zu spüren. Das wird der Großen Koalition und insbesondere der Union angelastet werden.

Ein weiterer Aspekt ist der Mangel an einer großen, auch im Bundesrat handlungsfähigen Opposition, der dazu führt, daß sich Widerstand außerhalb des Parlamentes formiert: in den Verbänden, die keine Subventionen aus Berlin erhalten oder auch sonst nichts zu verlieren haben. Hinzu kommt die Wand, auf die unsere Sozialsysteme zurasen. Noch ist etwas Geld und Zeit vorhanden. Aber der demographische Moloch frißt es unentwegt weg, und strukturelle Reformen sind nicht in Sicht. Das beunruhigt die Menschen. Erst recht, wenn die Glaubwürdigkeit in das handelnde politische Personal mit rasender Geschwindigkeit verloren geht. *lim*

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Weniger gibt es bald mehr

Weniger Kaufkraft beim Bürger bedeutet weniger Steuern – die Rechnung scheint bei der Regierung in Berlin nicht aufzugehen. 120 Milliarden Euro fehlen den Steuerzahlern dank der geplanten dreiprozentigen Mehrwertsteuererhöhung bald, so die FDP. Soviel schöpfe der Staat in den nächsten drei Jahren zusätzlich ab, rechnet sie vor. Dem Bürger bleibt nur die Hoffnung, daß das Geld auch der Schuldentilgung gilt, sonst kommt noch vor Ende der drei harten Jahre die nächste Erhöhung.

1.503.336.950.191 €

(eine Billion fünfhundertdrei Milliarden dreihundertsechsunddreißig Millionen neunhundertfünfzigtausend und einhunderteinundneunzig)

Vorwoche: 1.502.059.085.972 €
Verschuldung pro Kopf: 18.222 €
Vorwoche: 18.207 €

(Stand: Dienstag, 23. Mai 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)



Ans Pult zitiert: Auf BND-Chef Ernst Uhrlau kommt ungewollte Aufmerksamkeit zu Foto: pa

Agenten im falschen Film

Warum BND-Chef Uhrlau mit aller Macht an die Öffentlichkeit will – Journalisten unter Verdacht

Von Klaus D. Voss

Schlechte Agentenfilme kennt der Präsident des Bundesnachrichtendienstes (BND), Ernst Uhrlau, zur Genüge. Jetzt steckt er selbst mittendrin in so einem Stück um Pressefreiheit und mehr. Die Übeltäter: BND-Agenten, wer sonst. Schließlich haben Spione Dunkelmänner zu sein.

Ungewöhnlich ist, daß der Geheimdienst-Chef alles auf die Karte Öffentlichkeit setzen will. Seine Agenten hatten, soviel ist aus dem Untersuchungsbericht des früheren Bundesrichters Gerhard Schäfer über die Folgen einer Geheimnisverrats-Affäre bekannt geworden, einige Journalisten bespitzelt – vorwiegend Presseleute, die interne Berichte und Vorgänge aus dem Nachrichtendienst erfahren und veröffentlicht hatten. Darunter auch der pittoreske Plutonium-Skandal von 1995. Damals hatten V-Leute des BND radioaktives Material von Waffenschmugglern ankaufen und mit einer Lufthansa-Maschine nach München schmuggeln wollen. Wozu die "Operation Hades" dienen sollte – wirklich nur ein Wahlkampf-Trick oder doch eine Aktion, um internationalen Waffenhandel mit Atombomben-Material aufzudecken – blieb unbekannt. Jedenfalls war der BND ins Mark getroffen und zog offensichtlich alle Register, um den Verrat aus den eigenen Reihen zu unterbinden.

Seit klar ist, daß bei diesen Ausforschungen vorwiegend Berufskollegen der Redakteure und Reporter die Arbeit für den BND machten, ist die Empörung in den Medien über den Tabubruch besonders groß. Aber über wessen Tabubruch? Uhrlau möchte, ganz gegen die Gewohnheiten eines Geheimdienstmannes, den Bericht mit allen Einzelheiten veröffentlicht sehen. Das wird zwar unangenehm tiefe Einblicke in die Arbeitsweisen der Auslandsaufklärung erlauben und Verantwortliche identifizieren. Aber nach der Veröffentlichung des Schäfer-Berichts werde mehr über die Rolle der Presse in der ganzen Affäre diskutiert, läßt sich Uhrlau zitieren.

Daß es falsch, ja rechtlich angreifbar war, die Journalisten direkt auszuforschen, ist inzwischen auf allen Etagen des Bundesnachrichtendienstes angekommen. Bisher war der BND allein auf das Koppelwort Affäre abonniert. Nun lebt der BND-Chef in Schicksalsgemeinschaft mit Chefredakteuren diverser Medien, die Tag um Tag neue Enthüllungen fürchten müssen. Eines ist sicher: Agenten in der Redaktion oder im Mitarbeiterstamm fördern nicht gerade das Ansehen des Blattes oder des Senders. Und ebenso scheint sicher, daß noch längst nicht alle Einzelheiten auf dem Tisch sind – die Affäre geht weiter. Und es muß ja nicht nur um Spitzel gehen, die auf der Gehaltsliste des Bundesnachrichtendienstes stehen oder standen.

> Der Kodex des Presserates ist unmißverständlich

Für Journalisten liegen die Dinge wenigstens theoretisch klar: Nach dem Kodex des Presserates, dem sich seriöse Journalisten freiwillig unterstellen, heißt es deutlich: „Nachrichtendienstliche Tätigkeiten von Journalisten und Verlegern sind mit den Pflichten aus dem Berufsgeheimnis und dem Ansehen der Presse nicht vereinbar." Der Sprecher des Presserates, Fried von Bismarck, erinnerte unter dem Eindruck des jüngsten Geheimdienst-Skandals die Presse noch einmal unmißverständlich an die Hausordnung. Auch der Deutsche Presserat verlangt übrigens, daß alle Fakten des Schäfer-Berichts auf den Tisch kommen.

Die strikte Trennung von Journalismus und Nachrichtendienst, also Spionage, ist nicht allein berufliches Ethos, das in der Aufgabenverteilung einer Demokratie wurzelt. Seit der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa in den 70er Jahren in Helsinki haben sich die Pressevertreter weltweit mehr und mehr Respekt und freien Zugang zu Informationen verschaffen können – doch nicht überall: In undemokratischen Regimen wird selbstbewußter Journalismus schnell zur Mutprobe. DDR, Sowjetunion und andere Diktaturen hatten Journalisten oft genug sofort zu Agenten fremder Mächte erklärt und eingesperrt. Die Distanz zu den Spionageorganisationen hat – neben dem demokratischen Selbstverständnis – auch ganz praktische Gründe.

Das es in der Praxis gelegentlich anders aussieht, wird in der aktuellen Aufregung von vielen Medien ausgeklammert. In der Tat wird kein Journalist, der Geheimdienst-Affären recherchiert und Spionage-Interna veröffentlichen möchte, so blauäugig sein und glauben, die Nachrichtendienste ließe dies völlig kalt. Er muß damit rechnen, daß man an seine Quellen kommen möchte. Man kann nicht den Tiger reiten, ohne nach Raubtier zu riechen.

Journalisten dürfen, aus gutem Grund, ihre Informanten schützen und notfalls vor Gericht die Aussage verweigern. Und die meisten Profis wissen auch, wie man das macht. Mit normalen Ermittlungsverfahren kommen die Behörden also nicht weiter.

Zu den Aufgaben des Bundesnachrichtendienstes gehört alles, was sich mit dem ranken Begriff Auslandsspionage umschreiben läßt. Der Dienst hat Informationen über sicherheitsrelevante Vorgänge jenseits der Landesgrenzen zu beschaffen, die nicht zuletzt der Terrorabwehr dienen sollen. Ein Leck in der Geheimhaltung kann für den Nachrichtendienst zum existentiellen Problem werden. Die befreundeten Geheimdienste des Westens tauschen regelmäßig Informationen aus, allerdings nur solange, wie die Geheimhaltung gesichert ist. Das muß man respektieren, auch in den Zeitungsredaktionen. Und das kann auch erklären, warum wegen der Plutonium-Affäre von 1995 Großalarm herrschte.

Entscheidend in der aktuellen Affäre wird sein, die Rolle der sich als Agenten verdingenden Journalisten zu bewerten. Die peinlichste aller Spätfolgen wird sein, wenn die Spitzel-Redakteure in den Redaktionen Desinformation im Auftrag von Geheimdiensten betrieben haben sollten.

> Schon die DDR betrieb erfolgreich Desinformation

Das war übrigens eine Spezialität des einstigen DDR-Geheimdienstes HVA, der den Westmedien über seine Einflußagenten gefälschte Unterlagen zugeschoben hatte. Die Desinformationskampagnen hatten in den 70er Jahren ihren Höhepunkt erreicht – und mit dem damaligen Bundespräsidenten Heinrich Lübke auch das Staatsorgan Nummer eins angegriffen. Die Zeitschriften, die sich verdingten, sind inzwischen fast gänzlich vom Markt verschwunden und auch keiner Erinnerung mehr wert.

Wieder ein neuer Staat

Trotz Solana: Montenegro wird selbständig

Unter normalen Umständen ist eine Volksabstimmung mit mehr als 50 Prozent an Ja-Stimmen eindeutig entschieden. Doch auf Druck der EU-Strategen, die eine Unabhängigkeit Montenegros unbedingt verhindern wollten, mußte die montenegrinische Regierung im vorhinein einer „Gift-Klausel" zustimmen: Erst bei mindestens 55 Prozent sollte es zur Unabhängigkeit kommen. Warum ausgerechnet 55 Prozent? Weil die Gurus der Europäischen Union mit einer Zustimmung von nur knapp über 50 Prozent gerechnet hatten und EU-Außenpolitik-Chef Javier Solana gehofft hatte, mit dieser Sonderbedingung den unter seiner Federführung zustandegekommenen Staatenbund Serbien-Montenegro zu retten.

Man stelle sich nur vor, es wären bei der Abstimmung 54,9 Prozent herausgekommen! Nun, es wurden anscheinend 55,4 Prozent, und noch ehe daran ernsthafte Zweifel angemeldet werden konnten, bescheinigten die internationalen Wahlbeobachter einen einwandfreien Ablauf des Referendums. Solana und Konsorten hatten also gar keine andere Wahl, als das Ergebnis anzuerkennen.

Die Abstimmung ist nur bedingt als Niederlage für Belgrad zu werten, denn Realisten haben dort längst begriffen, daß eine Zwangsheirat nicht auf Dauer funktionieren kann. In erster Linie ist es eine Niederlage für jene EU-Demokraten, die Wahlen, Abstimmungen und Regierungen nur dann für demokratisch halten, wenn sie den eigenen Zielvorstellungen entsprechen. *R. G. Kerschhofer*



Enttäuscht: *Javier Solana hatte in Montenegro auf ein anderes Ergebnis gehofft.* Foto: pa

Streit um bulgarische Bettelbande

Die Freie und Hansestadt Hamburg ist stolz auf ihre Liberalität, Groß- und Freizügigkeit. manchmal hat sie damit aber auch ihre Probleme. Zum Beispiel, wenn gutorganisierte Verbrecherbanden diese Eigenschaften für finstere Zwecke nutzen.

So wurden in den vergangenen Monaten Hamburgs vornehme Flaniermeilen von mitleidheischenden Gestalten bevölkert, die den Passanten Armstümpfe oder andere verkrüppelte Gliedmaßen entgegenstreckten und mit monotonem „Bittäh, bittäh" auf den Zweck ihres Hierseins aufmerksam machten: Eine Bettlerbande aus Bulgarien hatte sich an der Elbe etabliert, um bei den eigentlich als sparsam geltenden Hanseaten kräftig abzukassieren.

Hatte man sich anfangs noch gewundert, wieso Schwerbehinderte, erkennbar im wörtlichen Sinne bettelarm und der Sprache unsereres Landes nicht ansatzweise mächtig, es sich leisten können, mit Touristenvisa einzureisen und ausgerechnet in Deutschlands teuerster Stadt drei Monate „Urlaub" zu machen, so erfuhr man von der Polizei bald die wahren Hintergründe.

Die Bulgarenbande, mutmaßlich jener Volksgruppe zugehörig, die man aus Gründen politischer Korrektheit nicht mehr Zigeuner nennen darf, rekrutierte mit unfeinen Methoden in bulgarischen Heimen schwerstbehinderte Menschen, verschaffte ihnen Visa, verfrachtete sie als „Touristen" nach Hamburg und quartierte sie im hafennahen Stadtteil Altona ein – in einem Hotel, dessen Namen man im Guide Michelin vergebens sucht. Morgens wurden sie ins Zentrum gekarrt, dort in mitleiderregende Positur gebracht und alle paar Stunden abkassiert. Erfolglosigkeit und Aufsässigkeit wurden auf handgreifliche Weise eingedämmt.

Monatelang versuchten Polizei und Kommunalpolitik vergebens, diese ebenso kriminelle wie menschenverachtende Zurschaustellung menschlichen Elends zu unterbinden; der Rechtsstaat Deutschland scheint für solche Fälle keine juristischen Mittel vorzusehen. Bis schließlich der Leiter des Bezirksamts Mitte doch ein probates Mittel fand: Vom Ordnungsdienst ließ er den Profi-Bettlern Untersagungsverfügungen und Strafandrohungen aushändigen, da sie, so die Begründung, die Bettelei gewerbsmäßig betrieben, dafür aber keine Gewerbegenehmigung hätten. Zugleich ließ er die Drahtzieher wissen, ab morgen würden in regelmäßigen Abständen Strafbescheide von je 130 Euro vollstreckt – immer dann, wenn der Bettler genügend in der Sammelbüchse hat, und kurz bevor einer der Hintermänner mit seinem Luxuswagen zum Abkassieren vorfährt.

Der Erfolg war durchschlagend: Schon binnen 24 Stunden waren acht von zwölf Bettel-„Touristen" Hals über Kopf abgereist. Der durchaus geordnete Rückzug vollzog sich so blitzschnell, daß die Behörden nicht einmal wissen, ob die Bande sich bereits eine andere deutsche Stadt ausssucht oder erst einmal Urlaub in Bulgarien macht.

Fast alle Hamburger sind froh, daß die Bettelbande weg ist. Fast alle, eine jedoch nicht: Die evangelische Bischöfin Maria Jepsen mahnte, flankiert von ihrem katholischen Amtsbruder im Herrn, Bischof Werner Thissen, „mehr Großherzigkeit und Liberalität" an und kritisierte die „verwinkelte juristische Begründung der Vertreibung der Bettler". Die widerliche Art, wie hier von organisierten Kriminellen das Leid wehrloser Menschen ausgebeutet wurde, scheint die beiden Geistlichen weniger zu stören. *M.S.*

Lügen haben kurze Beine

Von HARALD FOURIER

Die Sache hatte von Anfang an etwas Merkwürdiges. Der Verfasser dieser Zeilen wohnt nur eine U-Bahn-Station von der Eberswalder Straße entfernt. Von dem Bahnhof also, an dem angeblich morgens früh – um ein Uhr – Gianni C. überfallen worden sein soll.

Ich war an dem Abend bei Emma, meiner Freundin aus Rom. Emma arbeitet an ihrer Diplomarbeit über „die deutsche Presse während der Wende 1989/90“ (ein gänzlich unbearbeitetes Feld in der italienischen Wissenschaft, die sich ohnehin wenig für Deutschland interessiert). Deswegen verbringt sie ihre Wochentage seit dem letzten Winter in der Landesbibliothek. Berlin habe sie verhext, sagt sie. In Wirklichkeit meint sie, Berlin habe sie verzaubert, sie will nämlich hierbleiben, das heißt zurückkehren, wenn ihr Studium in Rom abgeschlossen ist.

Am Sonntag lädt sie regelmäßig ihre Freunde und deren „Freunde, Liebhaber, Verlobte, Cousinen, Geschwister“ zu sich in ihre Wohngemeinschaft im Prenzlauer Berg ein. Es gibt abwechselnd Gnocci oder Pizza. Diesmal gab's Gnocci.

Als ich mit der Straßenbahn zu ihr fuhr, saßen neben mir laute Italienerinnen, die mit mir zusammen ausstiegen und langsam hinter mir her in die gleiche Richtung schlurften. Deswegen warnte ich Emma vor: „Da kommen noch Freundinnen von dir.“ Aber die Italienerinnen aus der Straßenbahn hatten nichts mit der Party zu tun.

Das macht nichts. Es zeigt uns jedoch: a) Italiener können sich frei im Prenzlauer Berg bewegen, auch wenn sie sich als solche zu erkennen geben. Weil es nämlich b) in diesem Bezirk von Ausländern nur so wimmelt, vor allem von Amerikanern, Franzosen, Iren, Engländern/Commonwealth-Bewohnern und eben Italienern.

Als die Meldung druch die Medien ging, daß Neonazis ausgerechnet hier einen Italiener in rassistischer Absicht zusammengeschlagen haben sollen, wuchs schnell Skepsis in mir. Nicht so bei zahlreichen Medien, die den Fall mit außergewöhnlichem Eifer aufgriffen. Schneller als in Potsdam im Falle eines Deutsch-Äthiopiers hat die Polizei jedoch die Lügenmärchen von Gianni C. aufgeklärt. Der Märchenonkel war sogar noch so dreist, seine „Story“ vor einer laufenden Kamera auszubreiten. Gut, daß es nicht nur Sat1-Kameras, sondern auch die Überwachungskameras am U-Bahnhof Alexanderplatz gibt, auf denen ganz Deutschland beobachten durfte, wie das angebliche Opfer stockbesoffen auf die Gleise plumpste.

Emma bestätigt übrigens: „Ich wurde noch nie als Italienerin belästigt.“ Im Gegenteil: „Die Leute hier waren immer sehr freundlich zu mir.“

Erst schießen, dann fragen

Der Fall Gianni C. wirft ein fahles Licht auf die deutschen Medien



Ohne zu prüfen übernahmen auch Berliner Blätter die Version vom „rassistischen Überfall“: Boulevard-Blatt mit der erlogenen Geschichte des Gianni C.

Foto: HF

Von HARALD FOURIER

Die Ursache der schweren Verletzungen des türkischstämmigen Linkspartei-Politikers Giyasettin Sayan war noch nicht aufgeklärt, als sich Medien bereits über den extremistischen Hintergrund empörten und Forderungen stellten. Dabei hätten sie nach jüngsten Erfahrungen allen Grund, vorsichtiger zu sein mit voreiligen Schlußfolgerungen.

Erst wenige Tage war es her, da meldeten landauf, landab Sender und Zeitungen den „gemeinen Überfall“ auf einen Italiener in Berlin. Mitten in der Hauptstadt – im Szenebezirk Prenzlauer Berg – wurde Gianni C., ein 30jähriger Italiener, überfallen, gedemütigt und krankenhausreif geprügelt. Natürlich von deutschen Nazis, verkündete etwa der TV-Sender Sat1 in seinen Hauptnachrichten.

Gianni C. schilderte die Angelegenheit so: Um ein Uhr morgens sei er am Bahnhof Eberswalder Straße von drei Unbekannten angesprochen worden. „Die wollten eine Zigarette, aber ich hatte selbst nur noch eine. Dann wollten sie wissen, ob ich Deutscher bin“, berichtete er der Polizei und der Presse.

Mit dem Spruch „Scheiß-Ausländer“ sei seine ehrliche Antwort quittiert worden. Schließlich hätten die Glatzköpfe ihren Baseballschläger geschwungen und ihn am Knie und am Kopf verletzt. „Dann rannten die Typen weg“, berichtete er weiter und fügte trotzig hinzu: „Ich lasse mich nicht vertreiben.“ Tatsache ist: Gianni C. wurde noch in der selben Nacht ins Krankenhaus eingeliefert und mußte einer Notoperation unterzogen werden.

In der Berichterstattung kein „soll“, kein „habe“, kein „er behauptet, daß“. Es gab kaum ein Medium, daß die notwendige journalistische Sorgfalt walten ließ. Mal wieder. Wenn „Rechtsradikale“ die Täter sind, dann werden keine Fakten mehr überprüft, sondern Beschuldigungen im Quadrat ausgeteilt.

Die Nachricht verbreitete sich in Berlin genauso schnell wie im ganzen Land. Schon am Abend des darauffolgenden Tages gab es die erste aufgeregte Antifa-Demo am „Tatort“ (an dem übrigens seit Jahr und Tag ein Schwarzer von Nazis unbehindert einen Kiosk betreibt). „Die Bürger setzen Zeichen gegen Fremdenfeindlichkeit“, mit diesem Satz endete die Sat1-Reportage über den Vorfall.

Am nächsten Morgen prangte auf dem „Berliner Kurier“, Berlins Boulevard-Skandalblatt Nummer eins (siehe *PAZ* 20/06), die Überschrift: „Verprügelt, weil er kein Deutscher ist“. Die Redaktion, die sich für keine Übertreibung zu schade ist, setzte noch darunter: „Prenzlauer Berg – Drei Glatzen-Nazis zertrümmerten sein Knie mit einem Baseballschläger.“

Auf Seite 5 wird der Leser aufgeklärt: „Es geschah mitten im Prenzlauer Berg. Dort, wo Berlin-Touristen jeden Tag das bunte, moderne Berlin besichtigen. Kahl geschorene Ausländer-Hasser zertrümmerten Gianni C. (30) das rechte Knie. Weil er Italiener ist.“

Bei so viel Aufregung in Berlin ließ die Reaktion italienischer Medien nicht lange auf sich warten. Gianni C. sei Opfer „brutaler neonazistischer Aggression“ geworden, hieß es in der Presse Italiens. Die auflagenstarke Zeitung „La Repubblica“ brachte den Fall auf Seite 1.

Nun legte wieder ein Deutscher nach: Ex-Regierungssprecher Uwe-Karsten Heye warnte Deutschland-Besucher während der WM davor, bestimmte Teile Berlins und Brandenburgs zu besuchen. Heye verdient sein Geld seit dem Ende von Rot-Grün als Vorsitzender von „Gesicht zeigen“, einer antirassistischen Initiative, die aus Steuermitteln finanziert wird.

Der Widerspruch aus Potsdam kam postwendend. Von Linkspartei bis CDU (und wohl auch die DVU, wenn man sie nur gefragt hätte) waren sich alle einig im Protest gegen Heyes Vorwürfe. Thomas Lunacek, der CDU-Fraktionsvorsitzende, verlangte sogar eine Entschuldigung.

So half Heye dann auch die Tatsache nicht mehr, daß ihm der SPD-Politiker Sebastian Edathy sekundierte. „Ich würde in Brandenburg nicht überall hinfahren“, betonte der Bundestagsabgeordnete und oberste Anti-Rechts-Kämpfer unter den Genossen. Heye mußte seine Vorwürfe dennoch relativieren. Er erklärte sein Bedauern über die „zugespitzten Äußerungen“.

Inzwischen hatte die Polizei den angeblich rassistischen Vorfall aufgeklärt: Gianni C. war betrunken ins Gleisbett des S-Bahnhofs Alexanderplatz (zwei Stationen entfernt vom angeblichen Tatort) gefallen. Bei dem Sturz hat er sich schwer verletzt. Er konnte zwar noch auf den Bahnsteig klettern, aber nicht mehr gehen.

Gianni C. hatte sich bei seiner Aussage in Widersprüche verwickelt. Vor allem seine Aussage, er sei – unfähig zu laufen – zwei Stunden lang mehrere Kilometer durch Berlin gerobbt, hat ihn entlarvt. Neben der Absturzstelle fand sich zudem Blut auf dem Bahngleis. Die unterirdischen Überwachungskameras haben ihn schließlich überführt. Jetzt wird wegen des Vortäuschens einer Straftat ermittelt.

„Eine Blamage für Italien“, urteilte eine italienische Berlin-Korrespondentin angesichts der Wahrheit, die am Mittwochabend ans Tageslicht gelangt war. Eine Blamage für Deutschland scheint dagegen niemand zu erkennen, vor allem nicht die Journalisten, die wieder einmal auf einen Aufschneider hereingefallen sind. „Vielleicht stand er unter Schock“, lautet das ausgesprochen milde Urteil des linksliberalen „Tagesspiegel“ über Gianni C. rückblickend.

Hauen und Stechen am linken Rand

Streit bei der WASG eskaliert: Muß September-Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus später wiederholt werden?

Von MARKUS SCHLEUSENER

Vergangene Woche hat Berlins Landeswahlleiter bekanntgegeben, wer alles zur Abgeordnetenhauswahl im September antreten möchte. 39 Parteien haben die grundsätzliche Bereitschaft signalisiert, darunter einige skurrile Formationen.

So kämpft eine Partei namens „Die Couragierten“ gegen das, was sie als „scheindemokratische Beamten-Diktatur“ erkannt haben will. Oder ein „Bündnis der ehrlichen Deutschen“ – niemand weiß, was sich hinter diesem Namen für eine Gruppe verbirgt.

Gleich drei Parteien tragen den Namen „Wahlalternative“, nämlich: „Arbeit & soziale Gerechtigkeit – Die Wahlalternative“ (WASG), die „Wahlalternative Soziales Berlin“ (WASB) und die wohl als Lachnummer erdachte „Wahlalternative für Arbeitsplätze und soziale Gerechtigkeit Berlin“ (kurz: „Berlin WAS Geht!“)

Hinter der Lafontaine-Partei WASG prangt ein Sternchen. Eine Fußnote nur, die aber Sprengstoff birgt: „Es liegen Erklärungen vor, daß die Beteiligungsanzeige zurückgenommen ist.“ Damit steht die Teilnahme der Partei schon jetzt auf Messers Schneide und wird wohl von Juristen entschieden werden.

Vorangegangen war ein bundesweit beachteter Streit zwischen der WASG-Bundesspitze und dem Landesverband Berlin. Der Landesvorstand um Lucy Redler (Spitzname „die Rote Luzie“) wollte partout gegen die „Linkspartei“ zur Wahl antreten. Für den WASG-Vorstand gehören die SED-Nachfolger in Berlin zum „neoliberalen Mainstream“, den es auszumerzen gilt. Die Parteibasis stützte mehrfach diesen Kurs.

Deswegen setzte der auf Fusion mit der alten PDS gepolte Bundesvorstand den Berliner Landesvorstand kurzerhand ab. Das gleiche Verfahren wurde dem WASG-Landesvorstand von Mecklenburg-Vorpommern zuteil. Auch will die örtliche WASG gegen SPD und Linkspartei gleichermaßen antreten.

Die Bundesspitze der WASG wirft ihrem Berliner Landesvorstand „schweres parteischädigendes Verhalten und ein(en) erheblichen(n) Verstoß gegen Grundsätze der Partei“ vor. Die Parteirebellen aus der Hauptstadt ließ das kalt. Vielmehr hielten sie an der eigenständigen Kandidatur fest, diese sei angesichts der „unsozialen Politik des SPD/Linkspartei.PDS-Senats eine traurige Notwendigkeit“, so Redler, die die notwendigen Unterschriften bereits gesammelt haben will.

Der WASG-Bundesvorstand hat für Berlin den Beauftragten Hüseyin Aydin eingesetzt, der die Wahlbeteiligungsanzeige der Rebellen wieder zurückgezogen hat.

Parallel trat jedoch ein außerordentlicher Landesparteitag zusammen. Auf dieser Versammlung wurde dem aufmüpfigen Landesvorstand bei nur einer Gegenstimme das Vertrauen ausgesprochen.

Der WASG-Landesvorstand glaubt: Unsere Absetzung ist satzungs- und gesetzeswidrig. Werde ihre Partei aufgrund rechtswidriger Schritte an der Wahlteilnahme gehindert, dann fechten sie die gesamte Wahl an, betont Redler trotzig.

Ordentliche Gerichte mischen sich äußerst ungern in solche parteiinternen Querelen ein. Tun sie es doch, dann entscheiden sie meistens im Sinne der Machthaber, in diesem Fall wären dies die WASG-Oberen auf Bundesebene.

Sollten beide Seiten auf ihren jeweiligen Positionen beharren, dann käme es zunächst zu einer Entscheidung der innerparteilichen Justiz, eines WASG-Schiedsgericht. Danach könnte die unterlegene Seite ein ordentliches Gericht anrufen. Da der Wahl-Terminkalender mit Fristen reichlich gesät ist, würden die meisten Entscheidungen im Eilverfahren gefällt. Setzen sich Lafontaine und seine Leute durch, würde die Linkspartei allein antreten. Lucy Redler und Co. könnten dann nur mit ihrer Ersatzpartei WASB (bereits angemeldet) ins Rennen gehen. Diese Spaltung der Spalter dürfte indes im Nirwana der Bedeutungslosigkeit verschwinden.

Erhalten die Abtrünnigen aber doch noch Recht, dann könnten sie mit einem Achtungserfolg sogar die SPD/Linkspartei-Koalition sprengen. Dazu reichte es – aktuellen Umfragen zufolge – wenn die WASG der Linkspartei auch nur einen Prozentpunkt abjagte.

Erhielten die Abtrünnigen erst nach der Wahl Recht, müßte womöglich der gesamte Urnengang wiederholt werden. So wie 1993 in Hamburg, wo die Richter entschieden hatten, daß die Kandidaten auf der CDU-Liste zur Landtagswahl 1991 nicht ordnungsgemäß gewählt worden waren. Egal, wie es ausgeht: Der WASG-Alleingang liegt den Linksparteilern schon jetzt schwer im Magen.

Zweifel an Überfall

Wie die linke „taz“ am vergangenen Dienstag meldete, hegen Politiker der Linkspartei/PDS Zweifel an der Behauptung ihres Mitglieds Giyasettin Sayan, er sei von Rechtsextremisten überfallen worden. Es sei „nicht auszuschließen“, daß er den Vorfall inszeniert habe, heiße es aus Parteikreisen.

Sayan, der Mitglied der Linkspartei/PDS-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus ist, sei von der Berlin-Lichtenberger PDS nicht mehr für die Landtagswahlen im September aufgestellt worden. Offenbar mutmaßen Angehörige seiner Partei, Sayan könne versucht sein, sich auf dramatische Weise den Wiedereinzug ins Landesparlament doch noch zu ermöglichen. Berlins PDS-Landeschef Klaus Lederer wies solche Vermutungen laut „taz“ als „aberwitzig“ zurück.

Vor vier Jahren errang der 56jährige Deutsch-Kurde Sayan mit 42 Prozent ein Direktmandat. Sein Heimatbezirk Berlin-Lichtenberg gilt als Hochburg der Linksradikalen. *H.H.*

Preußens vorbildliche Sparsamkeit

Krisenbewältigung ohne Schuldenmacherei

Von DÖRING-ERNST V. GOTTBERG

„Macht keine Schulden und gebt nicht mehr Geld aus als Ihr einnehmt“
(Friedrich Wilhelm I. von Preußen, 1722)

Auf der Bundesrepublik Deutschland lastet heute eine beängstigende Schuldensumme von rund einer Billion, 500 Milliarden Euro. Angesichts einer solchen Haushaltsführung ist es angebracht, einmal auf die preußische Sparsamkeit unter König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und seinem Sohn Friedrich den Großen zurückzublikken.

Friedrich Wilhelm übernahm 1713 von seinem Vater einen verschuldeten Staat. Nur durch Anstrengung und eiserne Sparsamkeit konnte Preußen wieder gesunden. Diese Gesundung wurde nicht durch eine Erhöhung der Abgaben von den Bürgern, Bauern und Gewerbetreibenden herbeigeführt, sondern ausschließlich durch eine drastische Reduzierung der teuren Hofhaltung. Der „Soldatenkönig“ verkaufte den Krönungsmantel seines Vaters, dessen Diamantknöpfe je 30 000 Dukaten gekostet hatten. Das Tafelsilber aus den königlichen Schlössern ließ er einschmelzen, um zunächst die väterlichen Schulden zu begleichen. Der Pferdebestand wurde von 600 auf 120 Pferde reduziert. Die Zahl der Minister und Bediensteten wurde drastisch reduziert. Die Gehälter des Schloßhauptmanns und des Hofpersonals wurden um mehr als die Hälfte gekürzt. Auch die Hofküche blieb von seiner Sparsamkeit nicht verschont. 47 Köche und Bäckermeister mußten sich eine andere Beschäftigung suchen. Nur fünf Personen duldete der König in seiner Küche. Im Jahr 1712 hatten die Personalkosten für den Hof noch 175 000 Taler betragen. Jetzt schrumpften diese Kosten auf wenige Tausend zusammen. Gewaltig fuhr der Rotstift auch durch die Verwaltung. Von den 24 Schlössern und Gärten rings um Berlin wurden 18 verkauft oder verpachtet. Minister- und Generalsgehälter wurden auf ein Drittel ihrer ursprünglichen Höhe reduziert. Am Hof herrschte spartanische Einfachheit. Mit seiner bescheidenen Lebensführung und Anspruchslosigkeit war Friedrich Wilhelm der erste gewesen, der die herkömmlichen Formen der damaligen Monarchien verlassen hat. In

Bürgerlich bescheiden statt prächtig und prunkvoll

einem verschlissenen Soldatenrock lebte er mit seinen Untertanen. Statt in einer Umgebung von Prachtbauten und Prunkmöbeln lebte er zwischen hölzernen Tischen und Schemeln, aß bürgerliche Gerichte, trank Bier dazu, rauchte seine Tonpfeife, schlief im Alkoven und wusch sich im Freien mit frischem Brunnenwasser. König Friedrich Wilhelm I. folgte seiner Devise:

„Lieber mit Honneur nichts haben als mit Deshonneur im guten Stande sein.“

Pflicht, Arbeit, und eine Bindung des Königs und seiner Untertanen an das christlich-calvinistische Ethos stellten eine Vertrauensbasis im preußischen Staat her, die in Verwaltung und Rechtsprechung über 200 Jahre andauerte. Nicht militärische Eroberungen, sondern Fleiß und Sparsamkeit förderten das Ansehen Preußens in der Welt.

Aus der Hinterlassenschaft eines ansehnlichen Staatsvermögens von zehn Millionen Taler, die in den Kellern des Berliner Schlosses lagerten, und einem starken Heer konnte 1740 der Sohn, König Friedrich II., den Ausbau des Staates zum preußischen Absolutismus durchführen. Er war selbst ein sparsamer Haushalter: „Eine Regierung muß sparsam ein, weil das Geld, das sie erhält, aus dem Blut und Schweiß seines Volkes stammt.“

Preußen verkörperte auch geistig ein neues Prinzip

„Die Hirten scheren ihre Schafe, aber sie ziehen ihnen nicht die Haut ab. Es ist gerecht, daß jeder einzelne dazu beiträgt, die Ausgaben des Staates tragen zu helfen, aber es ist gar nicht gerecht, daß er die Hälfte seines jährlichen Einkommens mit dem Staat teilen muß. Nur die Völker sind glücklich, die unter der Herrschaft einer Regierung leben, die ihre Finanzen gut geregelt hat.“

Preußen hatte eine streng geregelte Finanzwirtschaft, aber dieser friderizianische Staat verkörperte auch geistig ein neues Prinzip. So heißt es im Testament Friedrichs II. vom Jahr 1752: „Die erste Bürgerpflicht ist, seinem Vaterland zu dienen. Bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge sehen wir die besten Einrichtungen entarten. Folglich muß man von Zeit zu Zeit dort eine Reform durchführen, wo sie nötig ist.“

Aus dem Schatten des großen Preußenkönigs klingen noch heute seine Worte: „Soll das Land glücklich sein, so muß es unbedingt Ordnung in seinen Finanzen halten.“



Gedanken zur Zeit:

Was äußerlich nicht da ist

Von WILFRIED BÖHM

Vor einhundert Jahren, am 26. Mai 1906 wurde im nordhessischen Kassel der spätere Oberarzt, Pfarrer und bildende Künstler Dr. Kurt Reuber geboren und wuchs in einer von pietistischer Frömmigkeit geprägten Elterhaus auf. Seine Madonna von Stalingrad, von ihm mit Kohle auf der Rückseite einer russischen Landkarte im Kessel der Festung Stalingrad zu Weihnachten 1942 für seine Kameraden gezeichnet, ist ein eindrucksvolles und bewegendes Zeugnis einer der größten Tragödien des Zweiten Weltkrieges.

Wer kann heute ermessen, was damals die drei Johannes-Worte: Licht – Leben – Liebe, die Reuber auf seine ergreifende Zeichnung schrieb, den geschundenen, verzweifelten und hungernden über 300 000 Männern in den Trümmern dieser Stadt an der Wolga bedeuten konnten, als sie, von der Roten Armee eingeschlossen, gegen Kälte, Hunger und einen unerbittlichen Feind kämpften? Blieb ihnen Hoffnung und Zuversicht über den Tod hinaus? Blieb ihnen die Hoffnung, nicht dem ewigen Tod zu verfallen, sondern auf ewig mit Christus leben zu dürfen, wie es Christi Himmelfahrt mit seiner Auferstehung von den Toten verheißt? Reuber selbst schrieb dazu: „Licht, Leben, Liebe, diese Worte werden zu einem Symbol einer Sehnsucht nach allem, was äußerlich so wenig da ist.“

Ein Freund Kurt Reubers schildert, daß dieser am Heiligabend 1942 in dem von ihm überschaubaren Bereich seine Soldaten in einen Bunker führte, in dem zwei Kerzen brannten; die eine stand auf einem kleinen Tisch, die andere auf einem Holzscheit. An der Bunkerwand hing die große Kohlezeichnung. Reuber habe die Tür geschlossen, die Soldaten standen gedrängt vor dem Bild. „Ein unheimlicher Anblick, das flakkernde Kerzenlicht. Wir standen gebannt, stumm, mit weit offenen Augen“. Das Bild habe gespenstige Ruhe ausgestrahlt und – Geborgenheit. „Das Bild ließ uns nicht los. Viele Augen wurden feucht, es gab Tränen ...“

Einige Tage später, kurz vor Neujahr habe Reuber ihm auf dem Feldflugplatz Pitomnik seine „Stalingradmadonna“ übergeben,



Zeichen der Hoffnung: Die Madonna von Stalingrad Foto: privat

dazu ein Selbstbildnis und weitere Zeichnungen für seine Frau, die in Wichmannshausen bei Eschwege lebte, wo Reuber von 1933 bis 1939 Pfarrer gewesen war, bevor er Medizin studierte und dann zum Heeresdienst als Truppenarzt in einem Panzerregiment einberufen worden war. Das Original der Kohlezeichnung fand 1983 seinen Weg als Dauerleihgabe in die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, Kopien gelangten in das britische Coventry und in die russisch-orthodoxe Kirche in Wolgograd, wie Stalingrad heute heißt. Eine Ausstellung „Kurt-Reuber - die Madonna von Stalingrad“ fand kürzlich vom 7. Februar bis zum 2. Mai 2006 im Evangelischen Zentrum in Berlin-Friedrichshain statt.

Kurt Reuber selbst blieb 1942 bei seinen Kameraden in Stalingrad zurück, kam im Januar 1943 in sowjetische Gefangenschaft und starb dort, 38jährig, am 20. Januar 1944 im Kriegsgefangenenlager Jelabuga im heutigen Tatarstan, wo dann zu Weihnachten 1943 seine zweite Madonna, die „Gefangenen-Madonna“, für die Lagerzeitung entstand. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge schrieb einmal: „Licht-Leben-Liebe“, diese drei Worte seien Symbol des Lebenswillens gewesen. Mit dieser Hoffnung im Herzen habe der unbeschreibliche Leidensweg einer sterbenden Armee in russische Gefangenschaft begonnen. Nur wenige seien wieder nach Hause gekommen.

Eine enge Freundschaft verband Reuber mit Albert Schweitzer, der 1933 die Patenschaft über Reubers Sohn Erdwin übernahm. Als Reuber damals des „Urwalddoktors“ Rat einholte, ob er im Predigtamt bleiben oder Medizin studieren solle, teilt ihm Schweitzer mit: „Wäre es vor dem ersten Weltkrieg, würde ich sagen Medizin, jetzt wo es auch nötig ist, daß Menschen mit feurigem Wollen und weitem Horizont in der Kirche wirken, würde ich eher sagen: In der Kirche bleiben! Ich sehe Sie ganz im christlich-menschlichen Tun aufgehen!“

So schrieb denn auch Reuber: „Die große Prüfung und Heimsuchung ist über uns hereingebrochen. Antwort und Sühne wird von uns gefordert, wir werden neue Wege gehen müssen, um die verlorenen und geschändete deutsche Seele wiederzufinden.“

Im Gedächtnis der Deutschen und der Russen bleibt Stalingrad als eine der größten Tragödien des 20. Jahrhunderts, verbunden mit der Hoffnung auf ein friedliches Miteinander in Europa. Reuber und seine Kameraden, ihr Opfer, ihr Leid und ihre Hoffnung haben auch um der Zukunft willen, einen festen Platz in der Geschichte der Deutschen.

Nur Kernenergie ist unsympathischer

Neue, nur auszugsweise veröffentlichte österreichische Migrationsstudie verschleiert Integrationsprobleme

Von R. G. KERSCHHOFER

Beträchtliche Aufregung herrscht über eine von Österreichs Innenministerin Liese Prokop (ÖVP) in Auftrag gegebene Studie. Genau genommen nicht über die Studie selbst, sondern über Aussagen, die sie dazu in einem Zeitungsinterview gemacht hatte, sowie darüber, daß Tage danach nur eine Zusammenfassung der Studie vorgestellt wurde, während der Volltext unter Verschluß bleibt.

Schon der Titel „Perspektiven und Herausforderungen in der Integration muslimischer MitbürgerInnen in Österreich“ legt nahe, daß man eigentlich eine Verharmlosung vorhatte. Denn warum sonst würde man politisch korrekt „MitbürgerInnen“ sagen (noch dazu mit Binnen-I)? Und warum sagt man „Herausforderungen“ statt Probleme? Weil es eben streng nach amerikanischer Diktion nur „challenges“ und keine „problems“ geben darf. Aber anscheinend lief dann doch nicht alles nach Plan. Und als Anfang Mai der Wiener Akademikerbund (ÖVP) mit einer äußerst islamkritischen Verlautbarung vorpreschte, sah sich Prokop veranlaßt nachzulegen, denn zumindest vor den Wahlen kann die Regierung die Themen Nichtintegration, Überfremdung und Islamismus nicht allein der FPÖ überlassen. Konkret sagte Prokop, daß laut Studie 45 Prozent der in Österreich lebenden Muslime „integrationsunwillig“ seien. Auch das Wort „Zeitbombe“ wurde zitiert. Und Prokop ergänzte: „Wer sich nicht integriert, hat bei uns nichts zu suchen.“ Dem würden unter vier Augen wohl die meisten Österreicher zustimmen, dennoch sahen sich SPÖ-Politiker und Grüne zu heftiger Kritik veranlaßt. Sogar von Schmähung des Islam war die Rede.

Selbstverständlich bezeichneten auch die Vertreter der islamischen Gemeinde die Studie als „nicht nachvollziehbar“. Ebenso der Wiener „Integrationsbeauftragte“, der SPÖ-Gemeinderat Omar Al-Rawi, der eine „verstärkte Islamfeindlichkeit“ ortete. Und natürlich auch jene „Intelligentia“, die – noch aus Zeiten der SPÖ-Vorherrschaft – alle irgendwie mit „sozio-“ zusammenhängenden Institute und Fakultäten fest im Griff hat. Der Wiener „Jugendarbeiter“ Bülent Öztoplu, warnte davor, daß es „zu Gewaltausbrüchen wie in Paris oder Berlin“ kommen könne, wenn die Politik das Thema Integration emotionalisiere. Und der Wiener Caritas-Direktor Michael Landau sekundierte, daß Österreich und Europa „ohne Migration“ nicht zu denken seien. Daß die Studie nur in Auszügen vorgestellt wurde, erlaubt allerdings auch sachliche Kritik, denn so bleiben Methoden und Ergebnisse wissenschaftlicher Überprüfung verschlossen. Dies wird zwangsläufig von den einen so ausgelegt, daß Prokop Angst habe, durch den Volltext „blamiert“ zu werden, von den anderen aber, daß allzu beängstigende Ergebnisse vertuscht werden sollen. Tatsächlich kommt das Wort „integrationsunwillig“ in der Studie nicht vor. Die Innenministerin bezieht es auf die 45 Prozent der als „traditionell-konservativ“ oder „religiös-konservativ“ Eingestuften. Der Studienleiter, der Erlanger Islam-Experte Mathias Rohe, spricht noch vorsichtiger von „großer Distanz“, die die Gruppe zur Mehrheit habe.

Daß laut Studie 23 Prozent der Österreicher dem Islam positiv und 40 Prozent negativ gegenüber stehen sollen, paßt nicht zu einer anderen Umfrage: Unter dem, was Österreicher „sympathisch“ finden, kommen an vorderster Stelle Sicherheit, Heimat und Ordnung mit je 71, 66 und 65 Prozent, während bei „unsympathisch“ der Islamismus mit 54 Prozent nur noch von der Kernenergie übertroffen wird.



Türken in Österreich: Nicht immer ein friedliches Bild Foto: ullstein

Unbestreitbar ist, daß sich die Zahl der legal im Lande lebenden Muslime seit 1971 von 23 000 auf 400 000 erhöht hat. Mit fünf Prozent der Gesamtbevölkerung liegt Österreich heute hinter Frankreich und den Niederlanden an dritter Stelle in Europa.

Einem SPÖ-Stadtrat entschlüpfte die Bemerkung, daß in den erst seit Jahresanfang auch für Nicht-EU-Bürger zugänglichen Wiener Gemeindebauten bisher schon ein Drittel „Neo-Österreicher“ wohnten! Während aber Neubürger aus den Nachbarländern integrationswillig sind, trifft dies auf Türken – selbst in zweiter und dritter Generation – selten zu.

Damit wird ziemlich klar, daß das Islam-Problem zumindest in Österreich primär ein Türken-Problem ist, also ein Volkstumskonflikt. Denn die „Jungtürken“ fallen nicht durch Religiosität auf, sondern durch asoziales Verhalten, Gewaltbereitschaft, Bildungsmangel. Aber ein Volkstumskonflikt – noch dazu wenn er durch die strategisch gesteuerte Terror-Angst ins Religiöse verschoben wird – darf eben nicht als solcher erkannt werden und ist mit der Rassismus-Keule niederzuhalten.

Die Selbstabwicklung des Sozialen

Die Hartz-Gesetze und ihr Beitrag zum Ende der Marktwirtschaft mit menschlichem Gesicht

Von Sverre Gutschmidt

Es begann mit der Vision zweier Männer. Nachdem etwa 80000 Beamte Monate gebraucht hatten, um 15000 Menschen Arbeit zu verschaffen, sollte der Arbeitsmarkt effektiver werden. Eine Kommission kreiste, entwarf „Innovationsmodule“ und geboren war Hartz, die Reform schlechthin. Das Projekt hob 2002 als ehrgeiziger Gesetzes-Überflieger zur Verschlankung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe ab. Es beflügelte mit der Aussicht auf Halbierung der Arbeitslosenzahl – nun ist das Verwaltungsobjekt, benannt nach einem später skandalumwitterten Manager mit Kontakten zum Rotlichtmilieu und zur rot-grünen Regierung Gerhard Schröders, unsanft gelandet.

Es hat die Bewährungsprobe in der Realität nicht bestanden. Die Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe zu Arbeitslosengeld II (ALG II), bekannt als Hartz IV, ist nicht mehr nur umstritten, sie ist gescheitert. Die vorherigen Hartz-I bis III-Reformen werden von Experten sogar als wirkungslos eingestuft. Sichere Hinweise des Scheiterns sind nicht nur die Kritik aus Verbänden und von Betroffenen wie Ämtern und Empfängern staatlicher Mittel – inzwischen sind sogar die Urheber des Gesetzes vom Fehlschlag überzeugt. So ziehen vermehrt SPD-Politiker eine Negativ-Bilanz.

4400 Betroffene befragte die „Stiftung Warentest“ Anfang des Jahres zum Arbeitslosengeld II und dem flankierenden Sozialgesetzbuch II. 60 Prozent der Befragten gaben an, seit dessen Einführung empfindliche Einbußen zu haben. Statt Mittel gerecht zu verteilen und aus einer Hand übersichtlich zu verwalten, ist das Gegenteil eingetreten: Billigjobs sowie noch unverständlichere Bürokratie. Hauptkritikpunkt: Die finanzielle Gleichstellung längerer Arbeitslosigkeit mit Sozialhilfe deklassiert besonders die, die ein Leben lang gearbeitet haben und sich auch weiter um Arbeit bemühen. Denn wer länger als ein Jahr arbeitslos ist, bezieht Leistungen auf Sozialhilfeniveau, befindet sich auf einer Stufe mit denen, die ein Leben lang keinen Finger gerührt haben.

Paradoxerweise hat jedoch auch die Geberseite, kurz der Staat, wenig von den Sozialgesetzen nach der Idee des Peter Hartz. Die „Frankfurter Allgemeine“ rechnet unter Berufung auf Koalitionskreise allein für dieses Jahr mit 530 Millionen Euro Mehrausgaben. Entstanden sind die Kosten durch Verschwendung, verursacht durch plumpe handwerkliche Mängel der in wenigen Wochen zur Gesetzesreife gepeitschten Hartz-Regeln. Die erhofften Spareffekte sind vollends aus dem Ruder gelaufen.

Überblickt man anläßlich der einsetzenden Reform des Großkonzepts seine Wirkung, so sind noch höhere Kosten zu erwarten – fast vier Milliarden Euro zusätzlich im nächsten Jahr. Vor allem durch die Absenkung von Rentenbeiträgen, aber auch durch die umfangreiche Mißbrauchsbekämpfung entstehen ausufernde Kosten. Handlungsbedarf ist überall: „Die Hartz-Gesetze müssen weg“, fordert Arbeitnehmerexperte und SPD-Bundesvorstandsmitglied Ottmar Schreiner. Anders als vor zwei Jahren vertritt er damit in der Partei keine Außenseiterposition mehr. Der SPD-Fraktionsvorsitzende Peter Struck will ebenfalls Grundlegendes ändern, Vizekanzler Müntefering mauert dagegen.

Hartz IV bringt kaum Menschen in Arbeit

Sogar die Gebühreneinzugszentrale „GEZ“ leidet unter den Folgen der Hartz-Regeln. Auf 756 Millionen Euro beläuft sich der Ausfall durch Gebührenbefreiungen, 75 Millionen Euro mehr als vor zwei Jahren. Über solche Randerscheinungen können die vielen Arbeitslosen, die bei Einführung des Reformprogramms oft Monate auf ihr Geld warten mußten, nicht lachen. Probleme mit den Hartz-Projekten gibt es weit mehr als positive Auswirkungen.

Die zu Mißbrauch einladenden Bestimmungen zeigen sich im Bereich der 2003 eingeführten Ich-AG (Hartz II) besonders drastisch. Wem die Arbeitslosenunterstützung zu niedrig ist, der startet noch bis zum Auslaufen des AG-Modells am 1. Juli gern in die scheinbare Selbständigkeit. Erst in der Spätphase der Ich-AG mußten die behördlich frisch gebackenen Unternehmer nachweisen, daß sie zumindest einen Hauch von Geschäftsidee hatten oder vorzutäuschen bereit waren. Die Agentur berät dabei gern. „Selbständig als Journalist – oh, kein Problem, da brauchen sie auch nur 'nen formlosen Schrieb, wie ihr Geschäftsmodell aussehen soll – aber nur grob“, beruhigte im April eine Fachkraft der Arbeitsagentur Hamburg. Ob die Geschäftsidee etwas taugt, hätte dann pro forma auch gern der Berufsverband, sprich die Gewerkschaft bestätigt – „uns reicht das“, so die Vermittlerin.

Horrende staatliche Mehrausgaben für offiziell Eigenständige entstehen – eine echte Starthilfe ist die AG nur in Ausnahmefällen, die Zahl gescheiterter Fälle zeigt dies. Rückzahlungen drohen nicht, der Zusammenbruch einer Ich-AG interessiert bestenfalls den Betroffenen. Fragen nach zusätzlichen unternehmerischen Fortbildungsmöglichkeiten lösen sogar Verwunderung bei Agenturmitarbeitern aus. Bisher skurrilster Fall einer wahren Ego-AG: Eine „Hartz-IV-Tanzcompagnie“ trat mit 44 Teilnehmern zwar kein einziges Mal auf, kassierte aber mit ihren Ein-Euro-Jobbern gern staatliche Stütze. Diese Ein-Euro-Jobs, weitere Errungenschaft der neuen Sozialgesetze, führen bisher nur wenige auf den realen Arbeitsmarkt, schaffen dafür einen Markt für Tätigkeiten, die so früher zu Recht niemand angenommen hätte. Öffentliche Träger, zum Beispiel Kommunen, wandeln außerdem reguläre Stellen in Ein-Euro-Jobs um. Dem „ersten“, dem echten Arbeitsmarkt gehen so dank Hartz Stellen verloren.

Mit dem nun beschlossenen Nachfolge-Modell der Ich-AG sollen die Ausgaben für die Existenzgründung von Arbeitslosen von derzeit 3,2 Milliarden Euro im Jahr (eine Milliarde über dem Soll) auf zwei Milliarden Euro sinken, so die Hoffnung der Großen Koalition. Mehr Nachweispflichten, Prüfungen, Verrechnung von ALG mit Förderungsgeldern sind die Stichworte. Aber auch diese Form verfehlt, wie der Ein-Euro-Job, das erklärte Ziel. Sozialversicherungspflichtige Arbeit nimmt weiter ab.



Augen zu und durch: Wolfgang Clement, verantwortlich für die Umsetzung von Hartz IV, zeigte Beratungsresistenz. Foto: ddp

Die fehlerhaften Strukturen der Hartz-Gesetzgebung bleiben nämlich über Regierungs-Prüfungen hinaus bestehen. Die Agentur für Arbeit hat beispielsweise bei der Ich-AG keine Prüfungskompetenz. Ein Rechtsanspruch des Antragstellers auf Förderung, egal ob aussichtsreich für den Neubeginn, bleibt. Auch weist die Zusammenarbeit von Kommunen und Agenturen für Arbeit zu viele Reibungsverluste auf, zu viele Arbeitslose pro Mitarbeiter im Job-Center, zu viel Leerlauf in den Agenturen durch ständig neue Fortbildungsveranstaltungen zum Erwerb der komplexen Verwaltungskenntnisse. Parallelwelten tun sich auf. Ich-AG oder Überbrückungsgeld? – Fachleute sind überfordert, Arbeitslose mangels Durchblick vom guten Willen der Ämter abhängig.

„Wenn Sie Ihr Journalistenbüro eingerichtet haben, denken Sie bitte an mich – vielleicht brauchen Sie noch eine Sekretärin“, verabschiedet sich die Ansprechpartnerin der Agentur. Einen persönlichen Ansprechpartner, den die Agenturen dem Arbeitsuchenden zusagten, suchen viele bis heute vergebens. Dafür gibt es Streichungen nebst einem Zumutbarkeitswettlauf. Die einmaligen Hilfen, gerade für Familien mit Kindern wichtig, gibt es seit der großen Zusammenlegung zu ALG II nicht mehr. Vom Staat bezahlte Extra-Anschaffungen wie Waschmaschinen wurden zu oft und nach Sympathiewert bewilligt, so der Vorwurf. Auch schickte die Regierung im Sinne der „Aktivierung“ bisherige Mittelempfänger in Arbeit, die durch Krankheit oder soziale Situation nicht in der Lage waren, ihren amtlich vorgegebenen neuen Posten anzutreten. Weigern sie sich, streichen die Ämter die Unterstützung. Selbst in Großstädten wird von Hartz-Empfängern bundesweite Mobilität gefordert. Gerade für den Osten der Republik bedeutet das in der Praxis Verödung sowie die Lösung familiärer Bindungen.

Die Liste der ALG II Miseren ist lang

Ein Verteilungskampf ist dank ALG II auf allen Ebenen im Gange. Vermeintlich zu große Wohnungen mußten tausendfach gekündigt und neue angemietet werden, um Mittel zu erhalten. Teils wurden Einzimmerwohnungen gemietet, die nicht genutzt wurden. Der Steuerzahler hat den Schaden. Unter 25jährige zogen dank Hartz vermehrt bei den Eltern aus und in eine eigene Wohnung ein. Schon war eine „Bedarfsgemeinschaft“ entstanden und somit der Zugriff auf die hartzigen Geldquellen möglich.

Ein weiterer Hartz-Gau sind die völlig fehlerhaften Computerprogramme. Zur Verwaltung untauglich, da viele Vorschriften nicht erfassend, sorgten sie 2005 für eine Geldvernichtung von mindestens 300 Millionen Euro. Dieser Betrag wurde zu viel an Krankenkassen überwiesen, weil Beitragssätze zur Krankenkasse für ALG-II-Empfänger rückwirkend gesenkt worden waren. Bei der Rücküberweisung behielten die Kassen 60 Millionen Euro Verwaltungskosten gleich ein. „Erhebliche datenschutzrechtliche Probleme“ gibt es laut Bundesdatenschutzbeauftragten ohnehin.

Die Liste der Miseren ließe sich lange fortführen. Eines der größten Übel: Die Anrechnung von Zuverdienst motiviert nicht. Sie erstickt jede Eigeninitiative. Wer über zusätzliche Beschäftigung zum ALG den Wiedereinstieg in den Beruf sucht, wird finanziell bestraft. Die Zuverdienstregeln bevorzugen gemeinnützige Tätigkeiten gegenüber Beschäftigungsverhältnissen im ersten Arbeitsmarkt, kritisiert das Institut für Wirtschaftsforschung in Halle (IWH).

Die späten Nachbesserungen der Regierung legen derzeit das Ausmaß des Versagens offen. So sieht dieses Jahr Schwarz-Rot im Bundeshaushalt Ausgaben für das Arbeitslosengeld II von 24,4 Milliarden Euro vor. Im letzten Jahr überzog die Koalition ihre Kalkulation um zwölf Milliarden Euro. Grund dafür ist die schlechte Datengrundlage. Der Erfolg von Kontrolleuren sowie die Größenordnung von Sanktionen gegen Hilfeabzocker bleiben weitgehend unbekannte Größen. So wird auf Hartz IV Hartz V folgen. Eine gerechte Hilfe zwischen Fordern und Fördern scheint die Phantasie der Politiker zu überfordern.

»Wir brauchen eine gemeinsame Kraft«

Italienische Istrier fordern europäischen Gedenktag für Vertriebene – Massimiliano Lacota im Gespräch

Herr Lacota, Sie vertreten die Union der italienischen Istrier, die Unione degli Istriani. Wie darf man sich Ihren Verband in Struktur und Zielvorgaben vorstellen?

Lacota: Die Unione degli Istriani ist mit über 350000 Mitgliedern der größte Vertriebenenverband der aus Istrien stammenden Italiener, die zwischen 1947 und 1956 massenweise aus Istrien, Fiume – das heutige Rijeka – und Dalmatien flüchteten. Nach der Unterzeichnung des Pariser Friedensvertrages am 10. Februar 1947 und des Londoner Memorandums vom 6. Oktober 1954 fielen diese Regionen an Titos Jugoslawien.

Unsere Organisation wurde um 1950 gegründet und zwar in Triest. Hier leben noch heute über 50 Prozent der Vertriebenen der ersten und zweiten Generation. Der Verband ist nach den einzelnen Herkunftsstädten in Familien unterteilt: Zum Beispiel gibt es die Capodistria-Familie aus dem heutigen Koper, die Cittanova-Familie aus dem heutigen Novigrad. Diese Struktur gilt für alle Ortschaften Istriens, das heute, nach den Balkankriegen der 90er Jahre, zwischen Slowenien und Kroatien aufgeteilt ist.

Was genau erstrebt Ihre Vereinigung?

Lacota: Unsere Organisation wahrt mit vielen Aktionen die Interessen und Ansprüche der aus Istrien Vertriebenen. Zunächst auf völkerrechtlicher Ebene, vor allem mit der Klage auf Ungültigkeit der nach 1947 unterzeichneten italienisch-jugoslawischen Abkommen, die den Pariser Friedensvertrag verletzen, dessen Anhang XIV den Italienern das Eigentumsrecht garantierte.

Ihr eigenes Vaterland hat gemeinsam mit dem Vertreiberstaat Jugoslawien auf Ihr Eigentumsrecht offiziell verzichtet?

Lacota: Ja, der Grund hierfür ist einfach. Nachdem die Höhe der italienischen Reparationszahlungen für den Einfall der italienischen und deutschen Truppen in Jugoslawien im April 1941 festgesetzt worden war, hatten beide Länder auf Belgrader Druck hin heimlich vereinbart, daß die italienische Regierung nicht Geld, sondern die Immobilien der Vertriebenen abtreten und damit die Kriegsschäden ausgleichen sollte. Bitte bedenken Sie, 92 Prozent der Vertriebenen hatten Eigentum.

Wurden Sie von Ihrem Vaterland entschädigt?

Lacota: Italien hatte damals garantiert, den Vertriebenen in Raten Entschädigung zu zahlen. Aber 60 Jahre danach sind erst 20 Prozent der Gesamtentschädigung geleistet. Wir hatten also das Nachsehen: ein schändlicher Betrug, vielleicht der größte in einem zivilen Land wie dem unsrigen, der erst vor einigen Jahren unter meinem Vorsitz vor der Uno und der EU angeprangert wurde.

Haben Uno und EU darauf reagiert?

Lacota: Im vergangenen Oktober hat sich die Uno für eine Prüfung der Situation der italienisch-jugoslawischen Abkommen nach 1947 ausgesprochen. Es gibt ganze leer stehende Dörfer, deren Rückgabe an die rechtmäßigen Eigentümer wir von den heutigen Regierungen Sloweniens und Kroatiens fordern.

Im Januar hat außerdem eine Delegation istrianischer Vertriebener in Straßburg anläßlich einer Plenarsitzung des EU-Parlaments demonstriert und die Einrichtung einer Diskussionsrunde vor dem Europarat erreicht.

Wie sieht es mit Ihren Aktivitäten im kulturellen Bereich aus?

Lacota: Die Unione degli Istriani pflegt jene Kultur und Traditionen sehr aktiv, die es heute in der ursprünglichen Heimat nicht mehr gibt, obwohl dort eine sehr kleine italienische Minderheit überlebt hat. Diese hat allerdings ihre Eigenheiten darunter Dialekte, Religiosität, Lebens- und Arbeitsgewohnheiten vollkommen verloren. Es gibt eine sehr rege Bücherproduktion mit durchschnittlich 25 Neuerscheinungen jährlich, wissenschaftliche Studien zu Sprache und Dialekten, sowie 15 Zeitschriften und zweimonatlich erscheinende Zeitungen. Darüber hinaus werden die Gräber auf den Friedhöfen in den Herkunftsorten geschützt, obwohl die Beziehungen zu den slowenischen und kroatischen Behörden aus offensichtlichen Gründen ziemlich kühl sind.

Man hat hierzulande allenfalls am Rande von den Morden in den Karsthöhlen gehört. Wie vollzog sich die Vertreibung der Istrier?

Lacota: Die Vertreibung der Italiener aus Istrien, Fiume, dem heutigen Rijeka und Dalmatien wird als Völkermord betrachtet. Ein unvollständiger Völkermord, denn nach den ersten Jahren systematischer Hinrichtungen in der Zeit zwischen dem Waffenstillstand vom 8. September 1943 und Ende 1946 verließ die gesamte italienische Bevölkerung ihr Hab und Gut und suchte Schutz in Italien. Wehrlose Italiener wurden zu Tausenden von den jugoslawischen Partisanen als Faschisten und einheimische Kollaborateure betrachtet, in Karsthöhlen verschleppt und dort umgebracht. Es wird geschätzt, daß sich die Zahl der Todesopfer in den Karsthöhlen auf 10 bis 12000 beläuft. Darunter waren einfache, patriotisch gesinnte Leute, Grundbesitzer, die von den kommunistischen Partisanen als Ausbeuter des Volkes betrachtet wurden, Beamte des italienischen Staates, die einfache institutionelle Ämter innehatten. Sogar Portiers, Kommunalangestellte, Briefträger und Lehrer. Alle hatten eines gemein, nämlich die Mitgliedschaft in der Faschistischen Nationalen Partei. Eine Eigenschaft, die unter der Mussolini-Diktatur obligatorisch war.

Haben Sie versucht, Ihre Ansprüche gerichtlich durchzusetzen?

Lacota: Natürlich hat die Unione degli Istriani den Menschengerichtshof in Straßburg angerufen, aber ohne Erfolg. Ende 1999 wurden mit Unterstützung zweier Rechtsanwälte, von denen einer in den USA tätig ist, 85 Pilotverfahren eingeleitet, die allerdings bisher aus verschiedensten Gründen abgelehnt worden sind. Zum Teil, weil nicht alle nationalen Rechtsinstanzen in Slowenien beziehungsweise in Kroatien durchlaufen wurden. Tatsächlich haben wir im vergangenen Jahr in Slowenien, das seit dem 1. Mai 2004 EU-Mitgliedsstaat ist, 21 Pilotverfahren für große private Wirtschaftsbetriebe, darunter 2 Werften, 15 landwirtschaftliche Betriebe und 4 Hotels, angestrengt. Wir werden dabei von der Universität Udine unterstützt.

Was Kroatien betrifft, wurden die Klagen in erster Instanz abgewiesen. 15 Verfahren haben wir schon verloren. Allerdings haben in fünf Fällen Kommunalverwaltungen, in denen sich die Immobilien befinden, Angebote über eine finanzielle Entschädigung gemacht.

Und wie haben Sie reagiert?

Lacota: Wir haben die Angebote aber konsequent abgelehnt, da das eingeklagte Eigentum noch unbewohnt ist. Im Februar 2006 haben wir einen detaillierten Bericht über den Stand der Dinge nach Straßburg geschickt, denn wenn bewiesen wird, daß das kroatische Rechtssystem die Einleitung eines ordnungsgemäßen Verfahrens für die Rückerstattung nicht zuläßt, ist es möglich, den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte aus wichtigem Grund direkt anzurufen. Schnell hatten wir übrigens ein offizielles Gespräch mit dem EU-Erweiterungskommissar Olli Rehn wegen des für 2009 geplanten EU-Beitritts Kroatiens. Wir haben in diesem Rahmen gefordert, daß die internationalen Konventionen eingehalten werden und somit der EU-Beitritt Kroatiens an die Bedingung der Restituierung der noch freien Güter geknüpft wird.

Pause auf der Flucht: In Folge des Zweiten Weltkriegs verließ die italienische Bevölkerung Istrien. Foto: privat

Werden Sie von den italienischen Behörden in Triest und Rom politisch unterstützt?

Lacota: Wenn nach 60 Jahren die Situation unverändert ist, dann liegt das an den vielen falschen Versprechen der italienischen Regierungen jeglicher Couleur den Vertriebenen gegenüber. Die Triester Behörden haben hingegen immer das Rückkehrrecht der Vertriebenen unterstützt, denn dies ist ein sakrosanktes, in allen internationalen Menschenrechtskonventionen bestätigtes, aber systematisch verletztes Recht. Andererseits ist dieses Faktum vor dem Hintergrund nachvollziehbar, daß über die Hälfte der Einwohner Triests Vertriebene sind. Ich glaube, daß in der Vergangenheit unser größter Fehler war, der Politik und den Parteien blind zu vertrauen. Folge: ein totales Scheitern und ein absehbarer Verrat.

Die Unione degli Istriani hat sich unter meiner Führung vollkommen von der Parteienpolitik gelöst und einen unabhängigen Weg eingeschlagen, der im letzten Jahr erfolgreicher war als die vergangenen 20 Jahre zusammen. Nun wurde in Italien eine Mitte-Links-Regierung gewählt, deren Parteien sicherlich unsere Forderungen unterstützen. Allerdings glaube ich, daß alles von der Fähigkeit und Unabhängigkeit unserer Verbände abhängt, die Achtung der Menschen- und Eigentumsrechte einzufordern und dabei eher die Rolle einer Gewerkschaft und nicht die einer politischen Partei zu übernehmen.

Haben Sie Fürsprecher in Kroatien und Slowenien? Auch dort gibt es doch Menschenrechtler.

Lacota: In Kroatien gibt es einen einzigen Ansprechpartner, der unsere Rückkehr unterstützen könnte: die Dieta Democratica Istriana, die Istrianische demokratische Versammlung. Dabei handelt es sich um eine unabhängige Bewegung, die die Region Istrien regiert und die Wiedereingliederung der alteingesessenen Italiener, die bis 1947 die absolute Mehrheit der Bevölkerung in Istrien bildeten, vorgeschlagen hat. Um aber eine operative Zustimmung zu erhalten – dabei darf nicht vergessen werden, daß Italien der Region Istrien jedes Jahr Finanzmittel in Höhe von 8 Millionen Euro für die Wahrung der italienischen und venezianischen Kultur gewährt –, bedarf es eines allgemeinen Rucks, der alle Vertriebenen von der Ostsee bis zur Adria wachrüttelt.

Was stellen Sie sich konkret unter einem solchen Ruck vor?

Lacota: Die Vertriebenen in Europa brauchen eine gemeinsame Kraft. Mit unserem vereinigten Gewicht müßten sie wirklich in einer gezielten und strategisch vorbereiteten Aktion bei den europäischen und nationalen Institutionen eine Hebelwirkung erzielen lassen. Wir müssen auf diesem Wege eine Diskussionsrunde eröffnen, um alle Möglichkeiten für eine Lösung der noch offenen Fragen zu prüfen. Meiner Meinung nach ist dies die einzige bedeutende Chance, die noch bleibt, bevor sich das Problem mit dem Versterben der Vertriebenen von selbst löst. Ich verschweige nicht, daß unser Ziel ein großer europäischer Vertriebenenverband ist, der als offizielle Einrichtung europaweit und weltweit anerkannt wird und als solcher Teilnehmer an die Verhandlungs- und Diskussionstische entsendet. Ich bin davon überzeugt, daß alle involvierten Staaten, von Polen bis Serbien, gezwungen werden können, sich an einen Tisch zu setzen, um bestimmte, Freiheit und Demokratie widersprechende Positionen zu überdenken.

In der Europäischen Union herrscht das Prinzip der Freizügigkeit und des freien Kapitalverkehrs. Wäre für Sie ein Beitritt Kroatiens nicht von Vorteil?

Lacota: Der Beitritt Kroatiens zur Europäischen Union wäre für den gesamten Bau unseres gemeinsamen Hauses von Vorteil. Aber die Fristen und Bedingungen müssen interpretiert werden, denn wenn Zagreb heute beitreten sollte, müßten die kroatischen Gesetze geändert werden. Es ist in keinem Fall hinnehmbar, daß ein Großteil der Vertreiberstaaten der EU beigetreten ist und dabei in seinen Rechtsordnungen Richtlinien und Dekrete belassen hat, die in erschreckendem Widerspruch zu EU-Gesetzen und Rechtsvorschriften stehen. Man denke nur an Tschechien und die Benes-Dekrete.

... und an Polen und die Bierut-Dekrete.

Lacota: Ja, und jetzt, da diese Länder Mitgliedsstaaten der EU sind, müssen sie zumindest für die Wiederherstellung der historischen Wahrheit sorgen. Als Prüfstein haben wir gemeinsam mit der Sudetendeutschen Landsmannschaft einen Gesetzesentwurf für einen Europäischen Gedenktag für die Vertriebenen in Europa erarbeitet, so wie wir ihn seit ein paar Jahren in Italien haben. Den wollen wir jetzt gemeinsam mit deutschen Vertriebenen auf Europa ausdehnen. Wir wollen einen jährlichen Gedenktag, der in jedem Mitgliedsland der Europäischen Union feierlich begangen wird zum Gedenken an die Opfer der ethnischen Säuberungen, der Massaker und zu Ehren der über 18 Millionen Menschen, die von den totalitären, kommunistischen Regimes, den Nachfolgeregimes des Nationalsozialismus und des Faschismus in der Nachkriegszeit, von ihrem Grund und Boden vertrieben oder ins ständige Exil gezwungen wurden. Dies ist ein erstrebenswertes Ziel, von dem ich meine, daß es im EU-Parlament auf breite Unterstützung stoßen könnte. Dies alles ganz im Zeichen des Mottos unseres Verbandes: Frieden mit Gerechtigkeit für eine echte Völkerfreundschaft.

Das Gespräch führte Bernd Knapstein.

Ein EU-Beitritt zweiter Klasse?

Rumänien im Aufnahmefieber: optimistische Politiker, skeptische Bürger und die schwierige Aneignung europäischer Werte

Von Ernst Kulcsar

Der EU-Beitritt Rumäniens wird langsam zum Hornberger Schießen: viel Aufwand für wenig Wirkung. Alle regierungsnahen rumänischen Zeitungen traten in der dritten Mai-Woche das Thema breit und versuchten, wie die „Cronica romana" vorletzten Sonnabend schrieb, ihren Lesern klarzumachen, „daß der 16. Mai 2006 zum wichtigsten historischen Tag seit Burebista werden sollte" (Anm.: König Burebista war es um 44 v. Chr. gelungen, alle Dakenstämme auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens zu vereinigen). Und auch die Opposition blies ins gleiche Horn, selbst wenn sie Mißtöne produzierte.

War die Freude verfrüht? – Erst im Oktober 2006 fällt die endgültige Entscheidung über den Beitritt zum 1. Januar 2007. Um die Gemüter zu beruhigen, lobten EU-Kommissionschef Barroso und Beitrittskommissar Olli Rehn in Bukarest freundlich, was zu Loben war, und bestanden knallhart auf drei Forderungen: politische Stabilität, nationaler Konsens, Glaubwürdigkeit.

Zudem ließen sie durchblicken, Rumänien habe ein Mentalitätsproblem. Viele Rumänen empfanden das als Versuch, ihnen Lektionen zum innenpolitischen Verhalten zu geben, und merkten nicht, daß die beiden „immer größere Schwierigkeiten" haben, den „EU-Kommissaren, dem Europäischen Parlament und den EU-Staaten" den Beitritt Rumäniens, angesichts der unzureichenden Erfüllung der Beitrittskriterien schmackhaft zu machen. Auch gelangt ein anderer Kommentator der „Cronica romana" zur Überzeugung, die „Rumänen haben kein Geld, haben keine Mentalität und verfügen nicht über die nötige Kompetenz" für den Beitritt, daher „werfe die Europäische Kommission, weit davon entfernt, uns zu helfen, Stöcke in die Beine der Rumänen". Liest man, was „Jurnalul national" am 19. Mai schrieb, sieht das alles schon merkwürdig aus: „Acht Staaten sind es, welche die Ratifizierung des Beitritts hinausschieben: Holland, Frankreich, Deutschland, Irland, Finnland, Dänemark, Luxemburg und Belgien."

Rumänische Politiker bleiben optimistisch. So bezeichnete Premier Calin Popescu-Tariceanu den Fortschrittsbericht als „den günstigsten, den Rumänien jemals erhalten habe", und bei den vier Kritikpunkten, die von den 14 des letzten Berichts im Oktober 2005 übriggeblieben sind, handle es sich um „Probleme rein technischer Art".

Im Rundfunksender BBC-Rumänien stellte ein Präsidial-Kommuniquée die positiven Ergebnisse bei der Bekämpfung der Korruption, beim Umweltschutz, der öffentlichen Verwaltung, der Lage der Minderheiten und des Kinderschutzes heraus. Im selben Sender äußerte der Chef der rumänischen Sozialdemokraten, Mircea Geoana, seine Befürchtung, daß Rumänien weniger EU-Gelder erhalten werde. Als Ursache der Aufschiebung eines Endbescheids sieht er die „politische Instabilität in Rumänien, das Fehlen eines Minimums an Dialog".

All dessen ungeachtet: Kaum hatte die EU-Kommission bekanntgegeben, Rumänien könne 2007 unter Auflagen in die EU aufgenommen werden, gerieten in der rumänischen Hauptstadt exklusive Boutiquen und Herrenausstatter in helle Aufregung, winkt ihnen doch ein Riesengeschäft: Man könne sich bei der EU ja nicht in Alltagsklamotten oder gar in der rumänischen Volkstracht präsentieren. Rumänien wird, wie die Zeitung „Romania libera" schreibt, beim Beitritt eine Reihe von „extrem großzügig" dotierten Ämtern erhalten: 33 Sitze im Europa-Parlament (je Platz und Monat rund 7000 Euro Gehalt plus 7000 Zuschuß), es wird einen EU-Kommissar (monatlich 12000 Euro netto) und einen Richter beim Gerichtshof stellen und Amtsträger bis zum stellvertretenden Generaldirektor in der EU-Kommission.

Aus einer ganz anderen Sicht geht die im siebenbürgischen Tirgu Mures erscheinende Tageszeitung „Cuvintul liber" („Das freie Wort") die Problematik des EU-Beitritts an: „Für viele arme Rumänen identifiziert sich Europa faktisch mit den bettelnden Romas in europäischen Metropolen, mit unseren ‚Folkore'-Musikanten an Straßenecken, und nicht zuletzt mit unseren leicht bekleideten ‚Botschafterinnen'." Der Autor betont, daß nicht nur Rumänen derartigen Beschäftigungen nachgehen, klagt aber die Regierenden an, „viel zu wenig" getan zu haben, damit jeder versteht, daß „das Europa in uns [...] keineswegs das wirkliche Europa [ist]". Europa darf von den Rumänen nicht begriffen werden „als das Paradies der Prostituierten, der Bettler, Verbrecher", sondern „als ein Modell der Errichtung mit Werten, die wir uns anzueignen bemühen".

Was die Soldaten auf die Palme bringt

Nach einem Start voller Pannen wartet ein Hexenkessel auf die deutschen Kongo-Truppen

Von H.-J. VON LEESEN

„Danke!“ rief ironisch der Deutsche Bundeswehrverband in großformatigen Anzeigen der Bundesregierung zu – wenige Tage bevor das Kabinett den Einsatz der Bundeswehr im Kongo beschloß. Der Verband, der sich als Gewerkschaft der Soldaten versteht und 210 000 Mitglieder vertritt, „bedankte“ sich für die 2,5 prozentige Kürzung des Gehalts aller Soldatinnen und Soldaten, die dafür als „Ausgleich“ in einen neuen Einsatz, nämlich den im Kongo, geschickt werden. „So geht es nicht weiter“, schrieb der Bundeswehrverband: „Sparen beim Personal muß ein Ende haben.“

Was die Soldaten auf die Palme bringt: Die Bundesregierung plant, die Sonderzahlungen an Soldaten, etwa für gefährliche Einsätze im Ausland, auf 30 Prozent eines Monatsgehalts zusammenzustreichen. Aber: „Gleichzeitig sollen mindestens 500 Soldaten ihren Kopf im Kongo hinhalten, und so mancher Politiker denkt über erweiterte Einsätze nach“, liest man in der Anzeige. Unterschrieben ist sie vom Bundesvorsitzenden Bernhard Gertz.

Länger ist bekannt, daß deutsche Soldaten, von denen in den letzten zehn Jahren fast 200 000 im Ausland eingesetzt waren, nicht ausreichend für diese Aufgaben ausgerüstet sind. Die jüngsten Berichte der Wehrbeauftragten sprechen eine deutliche Sprache. Immer wieder wiesen sie darauf hin, daß die Bundeswehr unterfinanziert sei, und das wirkt sich bis in die banalsten Dinge des Alltags aus.

So berichtet der Wehrbeauftragte, daß zahlreiche Soldaten vor dem Einsatz Kampfstiefel in falscher Größe erhalten hätten mit der Zusicherung, sie würden sofort im Ausland gegen passende getauscht. Tatsächlich habe es dort gar keine anderen Stiefel gegeben. Hubschrauberbesatzungen bekämen nicht die notwendige Anzahl ihrer Lederkombinationen, deutsche Soldaten auf dem Balkan hätten feststellen müssen, daß ihre Einsatzfahrzeuge vom Typ „Wolf“ häufig ausfielen; das Gefährt hat nämlich eine Zusatzpanzerung erhalten, für die es nicht ausgelegt war. Container, aus denen Einsatzrettungszentren zusammengesetzt werden, fehlten; 2005 hätten nur etwa 50 Prozent der vorgesehenen Ausstattungen beschafft werden können. Die Unterkunft-Container seien häufig überbelegt, weil es zu wenige gebe.

Vor einigen Tagen meldeten die Medien, Angehörige einer deutschen Spezialeinheit in Afghanistan hätten sich spezielle Fernrohre bei Tchibo kaufen müssen, obwohl diese eigentlich zur Standardausrüstung gehörten. Sie hätten sich sogar von ihrem privaten Geld Tarnanzüge in „Outdoor-Shops“ (Läden, die Uniform und Zubehör frei verkaufen) kaufen müssen, weil die Bundeswehr ihnen keine geben konnte – alles Folgen der zahlreichen Sparrunden.

Zu den drastischen Kürzungen beim Wehretat paßt kaum, daß Berlin die Truppe großsprecherisch für immer neue Auslandseinsätze „verleiht“, in denen es um das Leben der jungen Frauen und Männer gehen kann. Beim mindestens 56 Millionen Euro teuren Einsatz im Kongo handelt es sich sogar um eine besonders fragwürdige Operation. Der Kongo könnte wegen seiner Bodenschätze das reichste Land Afrikas sein. Trotzdem stirbt die Bevölkerung durch Hunger. Grund: Korruption und die Unfähigkeit der Führungsschicht. Die „Frankfurter Allgemeine“ schildert die Verhältnisse im Hafen von Matadi, dem Haupteinfuhrhafen am Unterlauf des Kongo-Flusses, in düsteren Farben. Der kleine Hafen habe eine Kapazität von 3 500 Containern. Gegenwärtig aber lagerten dort etwa 7 000, es herrsche ein heilloses Chaos. So würden für den Export bestimmte Container mit solchen vermischt, die mit Importwaren gefüllt seien. Da leere Container auf die anderen geladen würden, wisse kein Mensch mehr, wo eigentlich was gelagert ist. Und: „Es gibt keine Gerätschaften für das Laden und Löschen der Schiffe.“ In dem Land herrsche, so die Zeitung, eine „Kleptokratie“, die Diebe haben das Sagen.



Unkalkulierbar: Konfrontationen mit Kindersoldaten Foto: pa

Waren zunächst 500 deutsche Soldaten dafür angesetzt, die mehrfach verschobenen Wahlen Ende Juli zu überwachen, sind es jetzt überraschend fast 800. Ob es dabei bleibt, ist offen. Auch die offiziell angekündigte Dauer der Operation von nur vier Monaten wird offen in Frage gestellt. Und wie es nach dem eventuellen Abzug der europäischen Truppen in dem durcheinandergewirbelten Land weitergeht, daran traut sich niemand zu denken.

Nach Uno-Angaben verlieren in dem Land täglich etwa 1 000 Menschen im Bürgerkrieg ihr Leben. Die führenden Politiker unterhalten Privattruppen, auch Präsident Kabila hält sich eine eigene Miliz, die auf 12 000 bis 15 000 Mann geschätzt wird. Sein Gegenkandidat verfährt nicht anders.

Skeptiker rechnen damit, daß ein Wahlergebnis von der unterlegenen Partei nicht akzeptiert wird. Was sollen dann in einem Land, das größer ist als Westeuropa, ganze 1 700 europäische Soldaten ausrichten? Und wie sollen sie aus dem Hexenkessel wieder herauskommen? Die als Fluchtweg vorgesehene Straße zum Flughafen ist nach Ansicht von Sicherheitsfachleuten wegen ihrer Länge von 30 Kilometern nicht zu sichern. Und für den Rückzug über den Kongofluß ins Nachbarland Kongo-Brazzaville würden Boote benötigt, die nicht vorhanden sind.

Kritiker fragen überdies: Wieso stellen gerade die Deutschen das allergrößte Kontingent? Zahlreiche europäische Staaten haben den Kongo im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Kolonialherren brutal ausgebeutet. Deutschland war nie dabei.

Selbst Außenpolitiker der Regierungsparteien halten das Vorgehen der Koalition schlicht für verantwortungslos. Die Berichterstatterin im Außenpolitischen Ausschuß des Bundestages, die CDU-Abgeordnete Anke Eymer (Lübeck), hat sogar ihr Amt zurückgegeben, weil „die ganze Vorbereitung äußerst chaotisch verlaufen“ sei. Sie läßt offen, ob sie der „abenteuerlichen Mission“ Anfang Juni im Bundestag zustimmt.

Ein Land als »Privatbesitz«

Gewalt und Hoffnungslosigkeit ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des größten afrikanischen Staates

Von DIETRICH ZEITLER

Die jüngere Geschichte des Kongo ist vor allem durch Kriege und den Kampf um Bodenschätze wie Erdöl, Uran, Mangan, Kobalt, Gold, Diamanten, Mangan, Kupfer oder Zink gekennzeichnet. Eine Reihe dieser Bodenschätze ist von großer strategischer Bedeutung und hat immer wieder entsprechende Begehrlichkeiten ausgelöst.

Bis zur Kolonialzeit war es aber zunächst der Sklavenhandel, der den Kongo bestimmte. Hier wurden die Sklaven gefangen, die dann nach Amerika oder Arabien verschleppt wurden, wenn sie nicht vorher schon umkamen. Im späten 19. Jahrhundert setzte dann das Interesse der Europäer ein, die das Gebiet nun fest in ihren Besitz nehmen wollten. Allen voran der belgische König Leopold II. (1865–1909), der als einer der ersten die Bedeutung der Ressourcen des Kongo erkannte.

Er war es, der am 29. Mai 1885 einen „unabhängigen“ Kongostaat proklamierte und sich am 1. August desselben Jahres als dessen Herrscher ausrufen ließ. Dies konnte er allerdings nur, weil sich Frankreich, England und Deutschland nicht über eine Aufteilung des Landes hatten einigen können.

Die Trennung der Verwaltung des Kongo von Belgien hatte zur Folge, daß Leopold II. das riesige Gebiet als persönlichen Besitz vereinnahmen konnte. Entsprechend rechtlos waren die Einwohner, die sich überdies bei der wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes durch die Konzessionsgesellschaften brutalen Exzessen ausgesetzt sahen (sogenannte „Kongogreuel“), die international für steigende Empörung sorgten. Die Kongolesen wurden gezwungen, Massen an Kautschuk herbeizuschaffen. Verfehlten sie ihr „Plansoll“, wurden sie von den Handlangern des belgischen Königs grausam verstümmelt oder getötet. Schätzungen zufolge fielen zwischen 1885 und 1920 bis zur Hälfte der anfangs 20 Millionen Kongolesen den belgischen Greueln zum Opfer.

1908 sah sich Leopold II. aufgrund des immer größer werdenden internationalen Drucks gezwungen, den Kongo dem belgischen Staat als „normale“ Kolonie zu überlassen. Nach dieser Übergabe verbesserten sich die entsetzlichen Lebensverhältnisse allerdings nur geringfügig. Die Rohstoffausbeutung stand weiter ganz oben auf der Tagesordnung. Entsprechend groß war der Einfluß der verschiedenen Wirtschaftsunternehmen, wie zum Beispiel der der Bergbaugesellschaft Union Minière du Haut Katanga.

Die junge Unabhängigkeit hatte keine Chance

Mit dem Zweiten Weltkrieg kam es zu einem spürbar größer werdenden Engagement der Vereinigten Staaten, die zunächst vor allem an den Uran-Vorräten für ihren Atombombenbau interessiert waren. Die Amerikaner wollten aber mehr, wie etwa der Politikwissenschaftler Gerhard Mollin in seiner grundlegenden Arbeit „Die USA und der Kolonialismus – Amerika als Partner und Nachfolger der belgischen Macht in Afrika 1939–1965“ (Berlin 1996) anschaulich beschrieben hat. Washington wollte sich den Zugriff auf alle strategisch wichtigen Rohstoffe des Kongo sichern und dabei insbesondere einem möglichen Zugriff der Sowjetunion zuvorkommen.



Kongogreuel: Auspeitschung im Auftrag der belgischen Kolonialherren Foto: ullstein

Als 1960 die „Demokratische Republik Kongo“ gegründet wurde – die ehemalige Kolonialmacht Belgien hatte bereits 1959 mehr oder weniger schlagartig das Feld geräumt –, versuchten die Amerikaner, kongolesische Politiker in ihrem Sinne zu beeinflussen. Aus den vor allem ethnisch orientierten kongolesischen Parteien ragte eine Gruppierung heraus, nämlich die gesamtstaatlich orientierte „Kongolesische Nationalbewegung“ (Mouvement National Congolais, MLC), an deren Spitze ein charismatischer Politiker namens Patrice Emery Lumumba stand. Lumumba gewann die Wahlen im Mai 1960 und nahm den Platz des erste Ministerpräsidenten des Kongo ein, Staatspräsident wurde Joseph Kasavubu.

Der junge, am Tage der Unabhängigkeit, dem 30. Juni 1960, erst 35jährige Regierungschef dürfte aber von Anfang an keine Chance gehabt haben, das Land zwischen der Skylla und Charybdis der beiden Weltmächte USA und Sowjetunion hindurchzusteuern. Lumumbas Abrechnung mit der belgischen Kolonialherrschaft und seine Ankündigung, die Beziehungen zu Belgien einer Revision unterziehen zu wollen, wurden ihm zum Verhängnis. Lumumba fiel mit ziemlicher Sicherheit in der Folge einer US-amerikanisch-belgischen Intrige zum Opfer und wurde im Januar 1961 vermutlich von seinem erklärten Gegner Moïse Tschombé, dem Sezessionistenführer im Katanga, ermordet. Tschombé, der für ein unabhängiges Katanga kämpfte, mußte im übrigen mit seiner vorwiegend von ausländischen Offizieren geführten Katanga-Armee im Januar 1963 kapitulieren, nachdem ihm Belgien und die Union Minière die Unterstützung entzogen hatten.

Gegen die Zentralregierung in Kinshasa konstituierte sich nach der Absetzung und Ermordung Lumumbas im heutigen Kisangani (damals Stanleyville) eine Gegenregierung unter Antoine Gizenga, der vom Ostblock unterstützt wurde; diese löste sich jedoch schon im August 1961 zugunsten der neuen Zentralregierung unter Cyrille Adoula auf. Dieser Regierung gelang es mit Hilfe von Uno-Truppen, die noch auf Ersuchen Lumumbas entsandt worden waren, Katanga wieder in den Gesamtstaat zu integrieren.

Unter der Herrschaft der Diebe

Es folgte die Ära des Joseph-Désiré Mobutu, der als Stabschef der kongolesischen Armee bereits unter Lumumba zum ersten Male putschte und vorher wohl für den belgischen Geheimdienst und die CIA arbeitete. Er ergriff bereits im September 1960 die Macht, setzte aber 1961 Kasavubu wieder als Staatspräsident ein. Im November 1965 war er, vermutlich auch mit Hilfe der USA, schließlich am Ziel: Mobutu machte sich zum Präsidenten auf Lebenszeit und betrachtete den Kongo wie einst Leopold II. als eine Art „Privatbesitz“. Er war es auch, der den Kongo in „Zaïre“ umbenannte. Mobutu installierte eine Art „Kleptokratie“ (Herrschaft der Diebe), die auf Unterdrückung und Bestechung aufbaute und einige dunkle Jahrzehnte Bestand hatte. Ein großer Teil der Einnahmen aus dem Bergbau beispielsweise floß am Fiskus vorbei direkt in die Taschen Mobutus beziehungsweise seiner Günstlinge. Anfang der 1990er Jahre stand der Kongo schließlich vor dem Bankrott. Von 1994 an entglitt dem Diktator die Lage zusehends, als sich eine Rebellenarmee unter der Führung von Laurent-Desiré Kabila zu formieren begann. 1997 war es schließlich dieser Kabila, der den inzwischen schwerkranken und international isolierten Mobutu stürzen konnte. Aus „Zaïre“ wurde unter Kabila in der Folge wieder „Kongo“.

Kabila gelang es allerdings nicht, das Land zu beruhigen, die kriegerischen Auseinandersetzungen währten bis in das Jahr 2003 hinein, wobei die Phase von 1998 bis 2003 („Zweiter Kongokrieg“) gelegentlich sogar als „afrikanischer Weltkrieg“ bezeichnet wird, weil etliche Regierungen des Kontinents ihre Finger im schmutzigen Spiel hatten. Insbesondere Ruanda, Uganda und Simbabwe griffen ungeniert nach den Ressourcen des Kongo, die sie zum Teil bis heute hemmungslos ausbeuten.

Kabila selbst kam bei einem Attentat im Januar 2001 um, sein Sohn Joseph trat die Nachfolge an. Während sich das Regime von Kabila senior kaum von der „Kleptokratie“ Mobutus unterschieden hat, verfolgt dessen Sohn eine entschieden andere Politik. Er bemüht sich zumindest, wenn auch mit geringem Erfolg, um eine Stabilisierung des zerrütteten Staates und vor allem um eine Beendigung der Ausplünderung der rohstoffreichen Ostprovinzen des 60-Millionen-Landes. Bis zu den Wahlen Ende Juli bleibt Kabila Staatspräsident und Oberbefehlshaber der Armee; allerdings sind ihm vier Vizepräsidenten zur Seite gestellt.

Erst sprachlos – dann arbeitslos

Wenn die Muttersprache geht, verschwinden auch die Arbeitsplätze

Von THOMAS PAULWITZ

Sprachschützer und Arbeitervertreter in Frankreich jubeln: Ein Gericht hat Anfang März die Verurteilung eines Tochterunternehmens von „General Electric“ bestätigt. Das Vergehen: Die Medizintechnik-Firma „GE Medical Systems“ („Gems“) hat im Umgang mit ihren Beschäftigten zuviel Englisch verwendet. Jetzt muß das Unternehmen an den Betriebsrat eine Strafe in Höhe von 580 000 Euro zahlen.

Gegen das Tourbon-Gesetz aus dem Jahre 1994, das nach dem damaligen Kulturminister Jacques Tourbon benannt ist und den Unternehmen in Frankreich die Benutzung der französischen Sprache vorschreibt, ist selbst „General Electric“, der zweitgrößte Konzern der Welt, machtlos.

Mitarbeiter ohne Englischkenntnisse werden isoliert

Seine Tochter „Gems“ hatte Dokumente und Rechnerprogramme angewendet, die ausschließlich auf englisch abgefaßt waren. „Sogar die französische Unternehmensführung richtete ihre Botschaften auf englisch an uns. Mitarbeiter, die kein oder kaum Englisch sprachen, wurden regelrecht isoliert“, teilte eine Gewerkschaftssprecherin mit.

So löblich die Wertschätzung der Muttersprache in Frankreich ist: Die weltweite Entwicklung geht in eine andere Richtung. Die wirtschaftliche und politische Überlegenheit der Vereinigten Staaten von Amerika und die länderübergreifende Ausdehnung des Arbeitsmarkts für Spitzenkräfte führen dazu, daß Englisch in immer mehr Unternehmen als Konzernsprache einzieht. Dabei bildet sich eine Zweiklassengesellschaft heraus aus Führungspersonal auf der einen Seite, das im Sprechen und Denken amerikanisiert ist, und Untergebenen, die noch in ihrer Kultur verwurzelt sind, auf der anderen Seite.

Und so werfen deutsche Lenker von Großunternehmen mit unverständlichen Anglizismen um sich. Deutsche Unternehmen anglisieren ihren Firmennamen („BMW Group“, „Deutsche Post World Net“, „Deutsche Bahn Mobility Networks Logistics“) und ihre Abteilungen (zum Beispiel „Siemens“: „Power“, „Medical“, „Lighting“ und so weiter). Besprechungen finden oft nicht mehr auf deutsch statt, selbst wenn keine Fremdsprachigen zugegen sind. Nach und nach dringt Englisch von den oberen Führungsetagen auch in die unteren Unternehmensebenen vor, wo es der Verständigung eher schadet als nützt.

Führungskräfte versuchen, die kulturellen Wurzeln ihrer Untergebenen zu kappen und verächtlich zu machen. So erklärte im Jahr 2000 der damalige Vorstandsvorsitzende der Gütersloher „Bertelsmann AG“, Thomas Middelhoff, in der Tageszeitung „Die Welt“: „Unternehmer haben die Pflicht, regionale Besitzstände ... ebenso kritisch in Frage zu stellen wie andere gewachsene Strukturen. Wie verbreitet das regionalzentrische Weltbild in Deutschland heute noch ist, zeigt ein Beispiel: Als Bertelsmann Englisch zur offiziellen Unternehmenssprache erklärt hat, beschwerten sich Bürger, ein deutsches Unternehmen dürfe sich nicht von der deutschen Sprache verabschieden – ein Kuriosum in einer globalisierten Welt, aber ein ernstzunehmendes. Globalisierung fängt mit der Bereitschaft an, auch gedanklich über die Grenzen zu schauen. Eine Folge müßte sein, Englisch und eine weitere Fremdsprache früher und intensiver als bisher an den Schulen zu vermitteln.“



Auf die Hörner genommen: Der Vorstandsvorsitzende der Post AG, Klaus Zumwinkel, wurde 2002 vom Verein Deutsche Sprache zum Sprachpanscher des Jahres gewählt. Foto: pa

Middelhoff, der sich gerne als Amerikaner mit nur zufällig deutschem Paß bezeichnet, spricht also tatsächlich von einer Art Umerziehungsplan, um gewachsene Strukturen wie Kultur und Muttersprache in Frage stellen zu können. Vor diesem Hintergrund bekommt die breite Einführung von Frühenglisch an den Grundschulen eine unheimliche Bedeutung.

Englisch schafft jedoch keine Arbeitsplätze im deutschen Sprachraum. Zahlreiche große deutsche Unternehmen, die auf Englisch als Unternehmenssprache setzen, bauen im Stammland Stellen ab und im Ausland auf, zum Beispiel: „Daimler-Chrysler“, „Metro“ oder „Aventis“.

Auch die Amerikanisierung der Berufsbezeichnungen („Sales Manager“, „Freelancer“, „Researcher“ und so weiter) und der Angebote der Bundesagentur für Arbeit („Job-Floater“, „Jobcenter“, „Assessment“ und „Clearingstellen“) haben die Arbeitslosigkeit nicht verringert.

Flucht aus der Sprache ist Flucht aus dem Land

„Muttersprachler werden bei der Vergabe von Leitungsposten in den meisten Fällen bevorzugt“, meint Jürgen Hausschildt, Fachmann für Wirtschaftssprachen und ehemaliger Professor für Betriebswirtschaft an der Universität Kiel. Das gelte selbst dann, wenn ein anderer Mitarbeiter eine bessere fachliche Qualifikation aufweise, seine Sprachkenntnisse aber geringer seien: „Die fachlichen Kenntnisse werden dann oft hinter den Sprachkenntnissen vermutet.“ Das heißt also: Mit dem Vormarsch des Englischen verschlechtern sich die Karrierechancen von Deutschen, selbst wenn diese Englisch gründlich gelernt haben. Und: Flucht aus der Sprache bedeutet auch Flucht aus dem Land. Ohne Bindung zur Landessprache haben die Führungskräfte auch keine Bindung an das Land. Ihre untergebenen Mitarbeiter sehen sie als beliebig verschiebbare Verfügungsmasse.

Die Verordnung eines fremden und beschränkten Wortschatzes bedeutet Verluste in der Vorstellungskraft, in der Denkschärfe und bei der reibungslosen Verständigung. Letztlich nützt sie nur denen, die Englisch zur Muttersprache haben. Amerika läßt sich im eigenen Land übrigens nicht den Vorrang der englischen Sprache nehmen. Ein Grundsatzurteil des Obersten US-Bundesgerichts von 1994 bestätigte einer kalifornischen Firma das Recht, von ihren zumeist spanischsprachigen Angestellten den alleinigen Gebrauch des Englischen am Arbeitsplatz zu verlangen.

»Da bleibt Leben auf der Strecke«

In Deutschland gibt es allerdings nur wenige rühmliche Ausnahmen. Eine davon ist der Vorstandsvorsitzende der „Porsche AG“, Wendelin Wiedeking. Im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ erklärte er: „Natürlich können sich Manager in englisch verständigen. Aber das ist nicht auf allen Arbeitsebenen der Fall. Ganz schwierig wird es, wenn es um Details geht, um die Einzelteile eine Motors beispielsweise. Doch gerade bei diesen Themen müssen sich die Mitarbeiter perfekt verständigen. Und wenn Englisch oder Französisch die Konzernsprache ist, benachteiligt man automatisch alle, für die dies nicht die Muttersprache ist.“ An anderer Stelle sagte er: „Was heißt das, wenn sie (die Mitarbeiter) plötzlich in einer Fremdsprache kommunizieren müssen? Sie rauben vielen die Möglichkeit, sich so zu artikulieren, wie sie es gewohnt sind. Da bleibt Leben auf der Strecke. Da verlieren sie Kraft.“ Wir brauchen im deutschen Sprachraum einen Stimmungswechsel, damit eine solch vorbildliche Einstellung unter den Lenkern großer Unternehmen wieder selbstverständlich wird. Die „Porsche AG“ baut übrigens keine Arbeitsplätze ab.

Museum für das Werk einer großen Frau

Vor 20 Jahren wurde in Berlin das Käthe-Kollwitz-Museum eröffnet – Eine Bereicherung für die Hauptstadt

Von SILKE OSMAN

Das kleine neobarocke Palais in der Berliner Fasanenstraße, unweit des Kudamms gelegen, sieht aus wie ein hochherrschaftliches Gebäude. Für den geheimen Kommerzienrat Schirmer 1871 errichtet, 1897 zu einem Palais im spätklassizistischen Stil umgestaltet, ist es seit zwei Jahrzehnten jedoch ein Kunsttempel. Am 31. Mai 1986 eröffnete dort der Sammler, Mäzen, Maler, Kunsthändler und Antiquar Hans Pels-Leusden (1908–1993) das Käthe-Kollwitz-Museum.

Schon lange hatte er die Idee, der Künstlerin ein eigenes Museum zu widmen. „Käthe Kollwitz ist zweifellos eine der bedeutendsten Frauen der letzten Jahrhunderte“, so Pels-Leusden einmal über die Künstlerin aus Königsberg. „Ihre Kunst ist völlig eigenwüchsig und trägt alle Merkmale des Genialen. Ihre Sprache verstehen die Menschen aller Zungen, während immerhin so bedeutende Meister wie zum Beispiel Thoma und Menzel nur in Deutschland oder allenfalls in den deutschsprachigen Räumen eine dauernde Resonanz finden.

Bis auf ganz wenige zeitgebundene Aufträge ist das Werk der Kollwitz von zeitlosem Rang, es ist ‚für die Zeiten‘, wie Nolde sagen würde. Selbst das Werk der für den Frühexpressionismus so bedeutungsvollen Paula Modersohn-Becker reicht – auch in der internationalen Ausstrahlung – nicht an die Bedeutung der Kollwitz heran.“

Hans Pels-Leusden erläutert die Thematik ihres Schaffens: „Die große Spannweite ihres Schaffens umfaßt ebenso die großen ernsten Lebensthemen – das Leid schlechthin, Not und Tod, Hunger und Krieg – wie auch die absolut heiteren, lichten Zonen des Lebens. Hierin unterscheidet sie sich zum Beispiel von Barlach. Diese Polarität innerhalb ihres Schaffens ist viel zu wenig bekannt und wird durch unsere Ausstellung deutlich gemacht. Sie beweist, daß sie nicht aus einem Hang zu den dunklen Sphären des Lebens die düstere Thematik aufgriff und gestaltete. Auch der langen Reihe der äußerst eindrucksvollen Selbstbildnisse haftet nichts Bedrückendes, Selbstquälerisches an; im Gegenteil, sie sprengen fast den Rahmen vor Lebenskraft, Kühnheit und Selbstbewußtsein. Darüber hinaus sind sie aber ausnahmslos von großer Schönheit.“

Die ständige Ausstellung über vier Etagen zeigt nun in wohltuend intimer Atmosphäre das Werk von Käthe Kollwitz, die 1867 in Königsberg geboren wurde und nach über 50 Jahren des Lebens und Arbeitens in Berlin 1945 in Moritzburg bei Dresden gestorben ist. Derzeit verfügt das Museum, das in den vergangenen zwei Jahrzehnten etwa eine Million Besucher verzeichnen konnte, über rund 200 zeichnerische und druckgrafische Arbeiten – darunter viele berühmte Werke wie etwa die Lithografie „Brot!“ von 1924 – sowie 15 Originalplakate und ebenso viele plastische Bildwerke. Schwerpunkte bilden die Kollektion der Selbstbildnisse (von 1888 / 89 bis 1938), der Holzschnitt-Zyklus Krieg (1922 / 23), Arbeiten zum Thema Tod (1903 – 1942) und zum Gedenkblatt für Karl Liebknecht (1919 / 20).

In der Regel finden zweimal jährlich auch Sonderausstellungen statt, die das Umfeld der Künstlerin beleuchten. Eine aktuelle Sonderschau wird vom 30. Juni bis zum 31. August unter dem Titel „Ernst Barlach und Käthe Kollwitz im Zwiegespräch“ gezeigt. „Schon früh wurde offenbar die Verwandtschaft im Schaffen dieser beiden fast gleichaltrigen Künstler empfunden, vielleicht auch gerade in der Eigenwilligkeit beider Œuvres, die sich keiner Kunstrichtung ihrer Zeit widerspruchsfrei zuordnen lassen. So sehr beide Künstler das Schaffen des jeweils anderen durchaus intensiv wahrgenommen und ihm Achtung bezeugt haben, so komplex verhalten sich doch die Werke zueinander“, erläutert Annette Seeler, Kuratorin der Ausstellung.

„Dargestellt wird das mit einer Werk-Gegenüberstellung, die auf einem ikonographisch-ikonologischen Vergleich beruht, der in vier Themenbereiche gegliedert ist, als da sind: Mystische und religiöse Motive, Weltkriegsgedenken, Conditio humana: Liebe, Tod und Leid sowie politische und satirische Arbeiten. Auf dieser Grundlage kann sich eine Art künstlerisches ‚Zwiegespräch‘ zwischen Ernst Barlach und Käthe Kollwitz entfalten“, so Seeler. „Zur Halbzeit der Ausstellung wird als besonderer Höhepunkt auch das originale Gipsmodell des Güstrower Domengels“ (der die Züge der Kollwitz trägt) „in Berlin zu sehen sein“, freut sich Gudrun Fritsch, seit Beginn ehrenamtlich als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Museum tätig.



Käthe-Kollwitz-Museum Berlin: Zeitlose Kunst in alter Stadtvilla — Foto: Käthe-Kollwitz-Museum

In einem Beitrag für das „Museums Journal“ (April 2006) weist Fritsch auch auf die vielfältigen Leihgaben hin, mit denen das Berliner Käthe-Kollwitz-Museum selbst internationale Ausstellungen bereichert. So waren Werke 1992 anläßlich des 125. Geburtstages der Kollwitz in der National Gallery Washington zu sehen. „Gegenwärtig sind beträchtliche Teile des Sammlungsbestandes im Rahmen des Deutsch-Japanischen Kulturjahres in fünf japanischen Museen zu Gast“, so Fritsch. „Auch zukünftig werden Kollwitz-Werke aus dem Berliner Museum auf weite Reisen gehen. So sind für die kommenden Jahre 2007 bis 2009 Ausstellungen in Los Angeles und in Rußland sowie eine große Retrospektive in mehreren Städten in Vorbereitung.“

Doch nicht nur mit Ausstellungen wollen die Berliner auf das Werk der Königsbergerin aufmerksam machen. „Neben der künstlerisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzung besteht die Museumsarbeit nach unserem Verständnis ebenso in einer museumspädagogischen Heranführung von Kindern und Jugendlichen an die Kunst im Museum“, betont Gudrun Fritsch. „1995 wurde ein Kinder- und Schülerkatalog erarbeitet, der, außer einer für Jugendliche verständlichen Biographie der Künstlerin, eine anschauliche Vermittlung der druckgraphischen Techniken von Käthe Kollwitz enthält.“

Vergleiche man Deutschland mit anderen Ländern wie den skandinavischen oder den USA, müsse man feststellen, daß hierzulande in museumspädagogischer Hinsicht vieles im Argen liege, bedauert Fritsch. „Fast jedes Museum in den USA hat eine eigene Abteilung für Kinder. Unserem privaten Museum sind bei solchen Aktivitäten leider enge Grenzen gesetzt. Eine Initiative bei der zuständigen Senatsverwaltung, bei der wir um finanzielle Unterstützung für die Museumsarbeit mit Schulklassen nachgesucht haben, ist in bedauerlicher Weise ins Leere gelaufen.“

Dennoch können die Berliner in den vergangenen 20 Jahren auf eine erfolgreiche Arbeit zurückblicken. „Heute sieht keiner mehr diesem Museum an, daß es im Vergleich zu den großen staatlichen Häusern doch noch recht jung ist“, so Fritsch mit ein wenig Stolz. „20 Jahre aktive lebendige Kulturarbeit haben das Haus für die Stadt und ihre Besucher zu einer nicht fortzudenkenden Selbstverständlichkeit in der Berliner Museumslandschaft werden lassen und haben ihm eine Art von Patina verliehen, welche die Signatur des Echten, Authentischen trägt. Es steht da, als habe es schon immer so dort gestanden.“

Das Käthe-Kollwitz-Museum, Fasanenstraße 24, 10719 Berlin (Charlottenburg), ist täglich, außer dienstags, von 11 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 5 / 2,50 Euro.

Zuwachs in Schweinfurt

Wertvolle Neuzugänge im Museum Georg Schäfer

Die qualitätvollen Zustiftungen, welche das Museum Georg Schäfer in den letzten beiden Jahren von der Sammlung Dr.-Georg-Schäfer-Stiftung erhalten hat, sind Ursache und Thema einer Ausstellung, die bis zum 3. Oktober zu sehen ist. Im gesamten Sonderausstellungsbereich der Ebene 2 wird eine erlesene Auswahl von Gemälden, Zeichnungen und Aquarellen, Skizzenbüchern, Druckgraphik, Archivalien und Büchern den umfang- und facettenreichen Charakter dieses „Zuwachses“ erstmalig vorstellen. Aus den 76 Gemälden ragen die „Ideale Baumlandschaft“ von Johann Christian Reinhart, Franz Krügers „Am Futterkasten“, Carl Marko d. Ä. „Felsenküste mit Regenbogen“ und Lovis Corinths frühes Selbstbildnis heraus. Johann Wilhelm Schirmers Zyklus der „Biblischen Landschaften“ sowie an die 30 Zeichnungen des 18. und 19. Jahrhunderts, darunter überdies drei Blätter von Gustav Klimt und ein Bildnis von Egon Schiele, ergänzen den Bestand der Graphischen Sammlung. 145 Vorzeichnungen und Entwürfe für die Karikaturen, die zum Teil in den Zeitschriften „Jugend“ und „Simplizissimus“ veröffentlicht wurden (zum Beispiel von Olaf Gulbransson, Thomas Theodor Heine, Adolf Hengeler, Eduard Thöny), und 180 Skizzenbücher (zum Beispiel von Max Liebermann, Eduard Schleich d. Ä., Johann Friedrich Voltz), dazu über 100 Studienhefte aus dem Nachlaß von Josef Wopfner begründen neue Sammlungsbereiche.

Lovis Corinth: Selbstbildnis (Öl,1887) — Foto: Museum Georg Schäfer

Bisher fehlte das Gebiet der Druckgraphik. Jetzt wird ein erster Schritt getan mit Arbeiten von Künstlern des 19. Jahrhunderts, darunter Folgen von Max Klinger, Wilhelm von Kobell, Wilhelm Leibl und Johann Friedrich Voltz. Über 70 druckgraphische Blätter von Hans Thoma aus der Sammlung eines Malerfreundes bilden hier das künstlerische Zentrum.

Ein kleines Konvolut von fotografischen Künstlerbildnissen aus der Zeit um 1850 / 80, zwei Archive und eine Bibliothek zur deutschen Kunst und Kunstgeschichte besonders des 19. Jahrhunderts sollen zur wissenschaftlichen Fundierung des Museums beitragen. Es handelt sich um das Bildarchiv zur europäischen Malerei der Kunsthändler Alexander Gebhardt und Dr. Peter Griebert und um das Spitzweg-Archiv Dr. Hans Wilhelm Schmidt mit Nachlaß Günther Roennefahrt. *mgs*

Das Museum Georg Schäfer, Brückenstraße 20, in Schweinfurt ist Dienstag bis Sonntag von 10 bis 17 Uhr, Donnerstag von 10 bis 21 Uhr geöffnet, montags geschlossen, Eintritt: 6 / 5 Euro.

Buchkunst

Museum zeigt Arbeiten von Studenten

Eine Ausstellung mit Künstlerbüchern, Pressendrucken und Bucheinbänden von Studierenden, Absolventen und Lehrenden der Klasse Konzeptkunst Buch der Burg Giebichenstein, Hochschule für Kunst und Design Halle, wird derzeit im Erdgeschoß des Museums Ephraim-Palais gezeigt. Diese Klasse ist die einzige ihrer Art an einer deutschen Kunsthochschule, deren Schwerpunkt bei der Einbandkunst liegt.

Als Antwort auf die allseits beliebte Frage nach der Zukunft des Buches, behauptet der französische Schriftsteller Michel Butor, daß wir an der Schwelle zum Nachbuch-Zeitalter stünden und daß die Zukunft des Buchs ausschließlich in Liebhaber-Büchern liegen werde. Er bestätigt damit McLuhans Prophezeiungen zum Ende der „Galaxie Gutenberg“: daß ein Medium, das seine soziale Funktion eingebüßt habe, dazu neige, ästhetisiert zu werden, was Anne Mœglin-Delcroix in ihrem Essay über die Ästhetik des Künstlerbuches zu der Feststellung veranlaßt, daß damit ein Vorurteil bestätigt werde, nach dem Kunst nur jenseits oder trotz des Nützlichen als Reservat im zweifachen Sinn entstünde: dem des Artenschutzes einer aussterbenden Spezies und dem des musealen oder bibliothekalen, in einem geschützten Raum aufzubewahrenden, kostbaren Gegenstandes.

> Schreibend, setzend, falzend und bindend den Weg finden

Dies und ähnliches in Betracht gezogen, stellt sich die Frage, wo wir mit der Lehre und den Hervorbringungen im Fachgebiet Konzeptkunst Buch stehen. Ist es veraltet, Bücher zu machen? Suchen wir, museale Kostbarkeiten zu fabrizieren? Wollen wir alte, ausgeklügelte Techniken kultivieren, um sie vor dem Aussterben zu bewahren?

Mögliche Antworten geben die in Berlin vorgestellten Künstlerbücher, Malerbücher, Grafiken und Bucheinbände. Arbeiten, bei denen Studierende schreibend und zeichnend, radierend, setzend und druckend, falzend und schneidend, klebend und bindend sich langsam vorwärts tasten, um zu erfahren, was ihnen möglich ist, wohin sie wollen oder wohin der Weg führt. *pm*

Die Ausstellung im Museum Ephraim-Palais, Poststraße 16, 10178 Berlin-Mitte, ist täglich außer montags von 10 bis 18 Uhr, mittwochs von 12 bis 20 Uhr, Eintritt 3 / 1,50 Euro, bis 25. Juni geöffnet.

Berlin neu entdecken



Das Landesdenkmalamt Berlin bietet seit kurzem neue Internetseiten für eigene Recherchen an. Interessierte finden unter www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/liste_karte_datenbank neben der bereits bekannten Denkmalliste von Berlin mit über 8 000 Positionen auch die Denkmalkarte für die gesamte Stadt und eine umfangreiche Datenbank, die nähere Angaben zu jeder einzelnen Denkmalposition bietet. Der Internetnutzer kann nun nachschauen, welcher Architekt ein bestimmtes denkmalgeschütztes Haus gebaut hat, wann die Anlage entstand oder welche Denkmale in der Umgebung ebenfalls zum Ensemble gehören. Wer hingegen lieber zu einem Buch greift, der findet umfassende Informationen auch in dem vom Landesdenkmalamt herausgegebenen und von Sigrid Hoff geschriebenen Stadtführer **Berlins unbekannte Kulturdenkmäler** (L & H Verlag, Hamburg, 380 Seiten, zahlr. Abb., brosch., 16 Euro). Unbekanntes und Bekanntes wurde hier geschickt gemischt, so daß selbst der erfahrene Berlin-Besucher durchaus noch Neues entdecken kann. *SiS*





Visuelles Gedächtnis einer Nation

Das Fernsehen erhält in Berlin jetzt ein eigenes Museum

Von SILKE OSMAN

„Fuury!“ Eine helle Knabenstimme dringt durch fast alle Wände der kleinen Wohnung. „Fuury!“ Das langgezogene U unterstreicht die Dringlichkeit, mit der das Anliegen des kleinen dunkelhaarigen Jungen behandelt werden muß. Fury, der stolze Rappe, eilt auch schon herbei, um seinen Herrn aus einer gefährlichen Lage zu retten. Die heile Welt in deutschen Wohnzimmern ist wieder hergestellt. – An anderen Tagen ist es dann ein blonder Junge, der sich immer wieder ungewollt in Gefahr begibt. Wer kann helfen? Na klar, Lassie. Die legendär gewordene Colliehündin, die im Laufe der Jahre von verschiedenen Rüden verkörpert wurde, eroberte damals wie das Pferd Fury nicht nur die Kinderherzen. Die vierbeinigen Stars amerikanischer Fernsehserien gehörten einfach zum bundesdeutschen Alltag der 1960er Jahre. Diese Beobachtungen gelten übrigens nicht nur für ausländische Produktionen, auch deutsche Helden wie Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer aus der „Augsburger Puppenkiste“ waren damals gern gesehene Gäste in deutschen Wohnzimmern. Wie überhaupt das Fernsehen bald das Leben bestimmte.

Noch heute gehört es zum guten Ton, in der Zeit zwischen 20 Uhr und 20.15 Uhr nicht zum Telefon zu greifen, schließlich könnte man den Menschen am anderen Ende der Leitung bei der „Tagesschau“ stören. Die Lage hat sich allerdings ein wenig entkrampft, seit auf fast allen Kanälen immer wieder Nachrichtensendungen ausgestrahlt werden. Auch bei den täglichen Seifenopern im Vorabendprogramm ist Vorsicht geboten. Man schaut am besten in einer Programmzeitschrift nach den gängigen Sendungen, bevor man zum Hörer greift.

Was haben die Menschen eigentlich gemacht, als es noch keine „Flimmerkiste“ in jedem Haushalt gab? Gelesen, miteinander geredet, gebastelt, gesungen ... Als am 12. Juli 1950 der Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR) das erste Testbild aus dem ehemaligen Bunker auf dem Hamburger Heiligengeistfeld ausgestrahlt gesetzt war. Und der Ausruf aus dem legendären „Goldenen Schuß“: „Der Kandidat hat 100 Punkte!“ wird noch heute von der „Generation 50 plus“ gern zitiert, ganz zu schweigen von Hans Rosenthals „Das war Spitze“. Viele dieser Sprüche bestimmen den Wortschatz einer ganzen Altersgruppe.



Fernsehen als gemeinschaftliches Erlebnis: Zu Anfang saßen ganze Familien vor der „Flimmerkiste“, da sich nicht jeder ein Gerät leisten konnte. Foto: Archiv

wurde, ahnte man kaum, welche Ausmaße das Fernsehen schließlich annehmen würde. Doch: „Das gesellschaftliche Leben verkümmert in Fernseh-Haushalten“, orakelte der ehemalige Reichspostminister Wilhelm Ohnesorge schon 1952. Bis hinein in den alltäglichen Sprachgebrauch drangen schließlich Sätze aus beliebten Sendungen. So schmunzelte man über die Frage Robert Lembkes in der Rateshow „Was bin ich?“: „Welches Schweinderl hätten Sie denn gerne?“ auch dann noch, als die Sendung längst ab-

„Wie kein anderes Medium beeinflußt das Fernsehen unsere Gesellschaft und unser Leben, es ist ein wesentlicher Bestandteil unserer Kultur geworden: Seismograph der Befindlichkeiten unserer Zeit, Ärgernis und Spender von Glückseligkeit zugleich, visuelles Gedächtnis einer Nation“, stellen Peter-Paul Kubitz, Programmdirektor Fernsehen der Deutschen Kinemathek in Berlin, und PR-Beraterin Sabine Sasse in einem Beitrag für das Berliner „Museums Journal“ fest. „Doch so flüchtig das Medium ist, so schnell verschwand es in den für die Öffentlichkeit nur schwer zugänglichen Archiven der Sender und Rundfunkanstalten. Anfänglich wurde sogar vieles gelöscht, entweder aus Platz- oder Materialmangel oder schlicht aus fehlender Sensibilität für die künftige Bedeutung des gesendeten Materials.“

Die Stiftung Deutsche Kinemathek konnte nun in Berlin mit europäischen Fördermitteln und Lottogeldern in gleicher Höhe zwei Etagen des Filmhauses im Sony Center am Potsdamer Platz zu einem Deutschen Fernsehmuseum ausbauen. Es wird als Abteilung der Stiftung Deutsche Kinemathek betrieben und ist der Programmgeschichte des deutschen Fernsehens gewidmet. Sonderausstellungen der Stiftung („Die Kommissarinnen“, „Fernsehen macht glücklich“) hatten das große Besucherinteresse an Themen der deutschen Fernsehgeschichte belegt.

Mit diesem in der Bundesrepublik Deutschland einmaligen Fernsehmuseum wird das Museumsangebot Berlins weiter abgerundet. Zugleich komplettiert das Fernsehmuseum das Filmhaus am Potsdamer Platz zu einem Haus der bewegten Bilder, sind dort doch bereits das Filmmuseum, die Freunde der Deutschen Kinemathek, das Kino Arsenal und die Deutsche Film- und Fernsehakademie Berlin untergebracht.

Den historischen und kulturellen Wert des audiovisuellen Erbes im öffentlichen Bewußtsein zu verankern sei eine der Aufgaben des Fernsehmuseums, das am 31. Mai seine Pforten öffnet, so Kubitz und Sasse. In einer Art Präsenzbibliothek können dort bedeutende und repräsentative Sendungen jedes Genres wieder gesehen werden.

Von „Klassikern“ wie Sendungen mit Peter Frankenfeld oder Helga Hahnemann über Berichte von der ersten Mondlandung 1969 oder dem Mauerfall 20 Jahre später bis zu Übertragungen von der Fußballweltmeisterschaft 1954 oder der Krönung der englischen Königin Elisabeth II. 1952 reicht die bunte Palette. Natürlich wird auch die Geschichte des Fernsehens in West und Ost (dort wurde das Programm am 21. Dezember 1952, Stalins 73. Geburtstag, eröffnet) erzählt. Sonderausstellungen ergänzen das „Programm“ des Museums. So ist noch bis zum 30. Juli passend zur Fußballweltmeisterschaft 2006 die Schau „TOR! Fußball und Fernsehen“ zu sehen, die das „Drama um Geld und Gefühle“ beschreibt.

Das Fernsehmuseum, Potsdamer Straße 2, ist ab 31. Mai dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags von 10 bis 20 Uhr geöffnet.

Komplimente

Geht Ihnen das auch manchmal so? Sie wachen morgens völlig gerädert auf, obwohl Sie am Abend zuvor sehr solide gelebt haben. Ein kritischer Blick in den Spiegel bestätigt die schlimmsten Befürchtungen: Du meine Güte! Heute seh' ich tatsächlich zehn Jahre älter aus! Da wollen selbst die ausgeklügelten Tricks der Kosmetikindustrie nicht darüber hinwegtäuschen.

Mit einem gequälten Lächeln auf den Lippen verläßt man dann etwas mißmutig das traute Heim. Ein kleiner Hoffnungsschimmer aber bleibt noch: Vielleicht merken die Mitmenschen gar nicht, wie mies man sich heute fühlt.

Doch weit gefehlt – schon der mitleidige Blick des Hausmeisters auf dem Weg ins Büro spricht Bände. Und dann erst die Kollegen. Einer kommt geradewegs auf mich zu, klopft mir auf die Schulter: „Mensch, du siehst aber mies aus heute! Fehlt dir was?“ Na also, schon geschehen. Aus den zehn Jahren sind inzwischen mindestens 15 geworden. Schöne Komplimente!

Stunden später. Die Arbeit lenkt ab, und für einen Blick in den Spiegel ist sowieso keine Zeit. Insgeheim habe ich beschlossen, an diesem Abend ganz früh in Morpheus Arme zu sinken. Da öffnet sich die Tür und eine ehemalige Kollegin schneit herein. „Mensch, du siehst aber gut aus. Hast dich gar nicht verändert! Wie wär's, wollen wir ein bißchen bummeln gehen?“ Kurz gesagt: Der Bummel zog sich in die Länge. Schließlich mußte das Wiedersehen nach so langer Zeit gefeiert werden. An die Ringe unter den Augen dachte ich schon ewig nicht mehr.

Am nächsten Morgen: Kaum jemand blickt auf, als ich an meinen Schreibtisch gehe, auch nicht, um mir zu sagen, wie miserabel ich heute wieder aussehe. Dabei war die Nacht wirklich sehr kurz geworden.

Doch, eine Kollegin nickt mir zu. „Siehst gut aus, heute morgen. Hast du endlich mal ausgeschlafen?“

Komplimente! Ph! *SiS*

Die heimlichen Könige unter den Kunden

Und doch: Verbraucher über 50 Jahre werden von der Wirtschaft kaum beachtet

Von ANSGAR LANGE

Wenn es um die Bedürfnisse der Menschen über 50 geht, handelt die deutsche Wirtschaft oft wie die drei berühmten Affen: nichts sehen, nichts hören, nichts sagen. Man kann es auch nüchterner formulieren: Die Leute in den „besten Jahren“ werden unterschätzt. Und das mit gravierenden Folgen: Dem Handel gehen lukrative Geschäfte durch die Lappen, und die älteren Kunden wenden sich frustriert ab. „Während sich Produkte und Dienstleistungen vorrangig an jüngeren Konsumenten orientieren, wächst die Generation der über 55jährigen beständig“, bringt die „Lebensmittelzeitung“ (LZ) diesen Widerspruch auf den Punkt.

Die Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsgesellschaft Pricewaterhouse Coopers (PwC) und die Universität Sankt Gallen haben die Zielgruppe der Älteren näher untersucht. Nach ihrer Studie beabsichtigen nur 51 Prozent der Konsumgüterhersteller und 37 Prozent der Handelsunternehmen innerhalb der nächsten fünf Jahre, die Bedürfnisse dieser Zielgruppe in ihre Produkt- und Dienstleistungspolitik einfließen zu lassen. 34 Prozent der befragten Unternehmen bewerten den demographischen Wandel sogar als negativ für das eigene Geschäft. Nur 11 Prozent sehen den Wandel positiv.

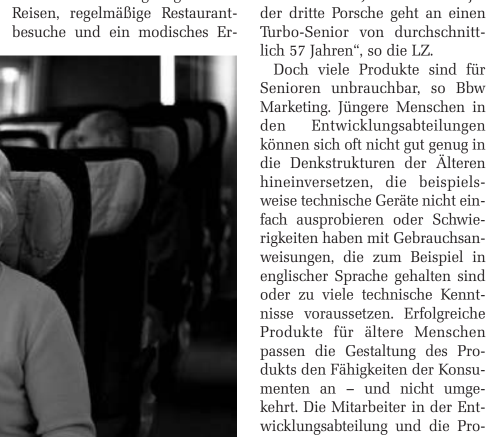
Die Ansprüche der älteren Kunden sind klar: Vom Handel werden mehr Beratung, eine verbraucherfreundlichere Ladengestaltung sowie verbesserte Serviceleistungen erwartet. Bis dato bleiben diese Kundenwünsche aber noch weitgehend ungehört.

Dabei ist die Kaufkraft der älteren Kunden erheblich. Die „Lebensmittelzeitung“ bringt einige aufschlußreiche Beispiele: Menschen über 50 Jahre kaufen auf dem gesamten europäischen Markt 50 Prozent aller Neuwagen und 80 Prozent der Luxusklasse, 50 Prozent aller Gesichtspflegemittel, des Mineralwassers sowie des Speiseöls, 40 Prozent aller Milchprodukte, 35 Prozent aller Pauschalereisen und 80 Prozent aller Kreuzfahrten. Sie sind also die heimlichen Könige unter den Kunden.

Eine neue Studie von Bbw Marketing Dr. Vossen & Partner aus Neuss belegt, daß das Konsumverhalten der Generation 50plus über die Zukunft vieler Unternehmen entscheiden wird. Nur langsam nehme die Werbebranche den wachsenden Markt der „Best Ager“ (50 bis 59 Jahre) und der „Generation Silber“ (über 60) ins Visier. Da diese Zielgruppe aber über eine 30- oder 40jährige Werbe- und Konsumerfahrung verfügt, läßt sie sich nicht mit billigen und falschen Angeboten ködern. Viele ältere Menschen haben finanziell ausgesorgt und wollen – anders als die sparsame Generation zuvor – das Leben auch in vollen Zügen genießen. Reisen, regelmäßige Restaurantbesuche und ein modisches Erscheinungsbild sind für viele wichtig. „Mit 17 hat man noch Träume, mit 50 erfüllt man sie sich – wie den von einer Harley. Im Schnitt sind die Käufer dieser chromblitzenden 20 000 Euro-Maschinen 52 Jahre alt. Auch jeder dritte Porsche geht an einen Turbo-Senior von durchschnittlich 57 Jahren“, so die LZ.

Doch viele Produkte sind für Senioren unbrauchbar, so Bbw Marketing. Jüngere Menschen in den Entwicklungsabteilungen können sich oft nicht gut genug in die Denkstrukturen der Älteren hineinversetzen, die beispielsweise technische Geräte nicht einfach ausprobieren oder Schwierigkeiten haben mit Gebrauchsanweisungen, die zum Beispiel in englischer Sprache gehalten sind oder zu viele technische Kenntnisse voraussetzen. Erfolgreiche Produkte für ältere Menschen passen die Gestaltung des Produkts den Fähigkeiten der Konsumenten an – und nicht umgekehrt. Die Mitarbeiter in der Entwicklungsabteilung und die Produktmanager sind aber in der Regel jung. Sie können gar nicht wissen, wie ältere Menschen auf ein solches Angebot reagieren. Daher bietet es sich an, diese Gruppe, die man ja als Kunden ansprechen will, in den gesamten Innovationsprozeß einzubinden, raten Experten.





Das Leben genießen: Die Menschen im besten Alter achten auf ihr Äußeres und erfüllen sich langgehegte Wünsche. Fotos: Archiv

Kein Fingerspitzengefühl für die eigene Geschichte

Betr.: „Schande für Deutschland“ (Nr. 13)

In einer bekannten Bücherei gab es eine Ausstellung über Antoine de Saint-Exupéry. Das ist selbstverständlich. Keiner denkt an eine Diskriminierung.

Straßennamen, die auf Flugasse, Soldaten anderer Couleur hinweisen, werden durch neutrale Namen wie „Straße der Luftwaffe“ (Was stellt man sich darunter vor?) ersetzt.

Deutschland, das Land der Dichter und Denker, hat keinen Bezug zu Fliegerassen, bestimmten Generalen, militärischen Widerstandskämpfern. Weil Deutschland jedes Empfinden für eine Nation, für Nationalstolz fehlt. Kein Fingerspitzengefühl für die eigene Geschichte, ob positiv oder negativ, und das seit Jahrzehnten. Fast niemand raffte sich auf, in diesem Sinne für Deutschland was zu tun. Ich meine die Politiker in Bonn, in Berlin. Dann die Historiker, die Länder, die Schulen. Was soll aus diesem Land inmitten Europas, in der globalisierten Welt, werden? Nicht mehr lange kann Deutschland aus bevölkerungsstatischen Gründen bestehen.

Dr. M. Wriede, Hamburg

Vor 30 Jahren hätte das keiner gewagt

Betr.: Leserbrief „Noch sind nicht alle Zeitzeugen tot“ (Nr. 15)

Als 24jähriger „Bekenntnisostpreuße“ kann ich Herrn von Gottberg für seine düster-sarkastische Vision über die Medienlandschaft in zehn Jahren nur danken! Doch was ist an dem Gedanken vom Filmepos der „Erzwungenen Wanderschaft“ dran?

Hätte ein deutscher Bundespräsident 1965 gewagt, den 8. Mai 1945 als „Befreiung“ zu preisen, er wäre davongejagt worden. Und 20 Jahre später ..., am 8. Mai 1985 erstmals von Richard von Weizsäcker gebraucht, ist dieser Begriff heute Allgemeingut.

Welcher Ostfrontkämpfer der Wehrmacht hätte es 1965 für möglich gehalten, daß sein Waffengang für Europa 30 Jahre später pauschal als Verbrechen bezeichnet wird?

Wir, die junge Generation, werden noch einige Denkwürdigkeiten erleben. Nachdem Vertriebene, Bombenopfer, ja eigentlich das gesamte Deutsche Volk von den Siegern beziehungsweise den heutigen Medien zu Opfern Hitlers erklärt wurden, muß die Frage gestellt werden: Was kommt noch ...?

Hans Ulrich Thiele, Bielefeld

Integration in den 70ern mißlungen

Betr.: „Unwort des Jahres: Migrationshintergrund“ (Nr. 14)

„Ein Türke ohne Messer ist kein echter Mann.“ Das stimmt, aber darauf komme ich am Schluß. Der Anfang muß lauten: Es geht nicht um Hauptschule, es geht um Pubertät. Nicht um durchschnittliche und notwendige. In die Hauptschule gehen seit über 30 Jahren zunehmend Macho-Paschas, die von Geburt an angehimmelt und zur „Aufsicht“ über ihre Schwestern erzogen wurden. So und mehr die Schriftstellerin Nekla Kelek im „Deutschlandfunk“ – die beste Analyse, die es gab. Spucken als Zeichen der Verachtung anderer, Spucken selbst im Klassenzimmer.

Es trifft nicht zu, daß in Berlin nichts rechtzeitig unternommen worden ist. Es wurde in den 70er Jahren (!) sogar eine türkische Lehrerin eingestellt, damit die Kinder notfalls in der Sprache angesprochen werden konnten, die sie besser verstanden. Aus Gründen der Integration wollte sie kein Kopftuch tragen. Folge: Flugblätter in Stößen: Wir zerschneiden Dein Gesicht, wenn Du kein Kopftuch trägst.

Nun zu den Messern. Zur selben Zeit kontrollierten Hodschas in den Pausen die Schulhöfe, ob die Mädchen Kopftuch trugen, und Jungen ab zehn Jahren ein Messer in der Hosentasche. Und schon in den 70er Jahren erhielten deutsche Schüler beim Landheimaufenthalt nur Speisen, die auch Türken essen durften. Elternabende, um mit der türkischen Bevölkerung ins Gespräch zu kommen. Es erschienen nur die Väter, die an die Mütter offensichtlich nichts weitergaben. Ich könnte fortfahren. Mit Verständnis sei eines noch erwähnt: Die Koranschulen. Eine weitere fremde Sprache, die zu lernen ist, ohne sie verstehen zu können. Dazu die unkontrollierbare Auslegung der Texte mit Erziehungsabsicht. Dieses Programm überfordert. (Ich war in Berlin Mitglied eines Bezirks-Schulausschusses).

Gudrun Schlüter, Münster



Foto: pa

Zentrale des weltweit agierenden Goethe-Instituts in München: „Zur Pflege der deutschen Sprache im Ausland und zur Förderung der internationalen kulturellen Zusammenarbeit“ steht auf dem Schild am Eingang.

In linken Händen

Betr.: „Flucht ins globale Dorf“ (Nr. 18)

Die Goethe-Institute haben vor allem die Aufgabe, das Gesicht Deutschlands der Außenwelt zu zeigen und um Sympathie zu werben.

Das war und ist ihnen leider nicht gegeben, da sie fest in linken Händen ruhen und es ja auch kein geschlossenes und treffendes Bild des deutschen Vaterlandes gibt.

Hin und wieder ertönte zwar aus der Union der Ruf nach einer Leitkultur, die nun mal jeder Staat benötigt, aber immer wieder ist die Union vor dem eigenen Mut zurückgeschreckt und dümpelt im linken Fahrwasser herum. Wie aber sollen die Goethe-Institute, selbst wenn sie nicht in linken Händen wären, ein positives Bild eines Landes widerspiegeln, das, wenn es in den Spiegel schaut, sich selbst nicht zu erkennen vermag.

Heinrich Könnecke, Köln

Im Krieg leidet immer das Volk

Betr.: „Nur was der Partei nutzt“ (Nr. 18)

„Licht muß wieder werden ...“, so steht es im Vorwort eines Buches, das die Erlebnisse eines Defa-Kameramannes, der die Jahre seiner Jugend wegen des Verdachts der DDR-Gegnerschaft unschuldig in Stasigefängnissen zubringen mußte. Nicht selten schwebte dabei die Ungewißheit eines latenten Todesurteils in Richtung Workuta über ihm und zermarterte seine Seele.

Erschreckend wenn heute die kommunistischen SED/PDS-Nachfolgeideologen sich ermutigen, Herrn Schönbohm abzumahnen, wenn er im Zusammenhang mit dem Gedenken an die inhaftierten Menschen in den Internierungslagern bis Mai 1945 auch darauf hinweist, daß die Lager nicht verschwanden, nein, sondern von den „Befreiern“ sofort wieder benutzt wurden. Unglaublich diese Verlogenheit, die hier wieder aktiv wird. Jedem Menschen, dem unter fadenscheinigen Begründungen seiner Freiheit geraubt wurde, wurde Unrecht getan. Ganz gleich unter welcher Fahne man diese Greueltaten vollzieht. Das Spitzelsystem der DDR war so perfektioniert, daß man nicht den geringsten Wunsch seinem Kollegen anvertrauen durfte, was nicht „offiziell“ der Parteilinie entsprach. Daher landeten nicht wenige der heimkehrenden deutschen Soldaten nach Ende des Krieges, wenn sie den Wunsch äußerten, gern zu ihren Angehörigen auf die westliche Seite Deutschlands zu gelangen, im Lager. Der Grund lautete dann nicht selten: „Verdacht auf einen verantwortlichen Hitler-Kriegsteilnehmer“.

Nein ihr Heuchler! Im Krieg leidet immer das Volk und die Verantwortlichen, die Drahtzieher im Hintergrund, die sitzen meist weit weg, manchmal sogar hinter dem großen Teich.

Zur Veranschaulichung kann man auch in dem Buch „Jahre der Angst“ lesen, wie es einem erging, wenn man in die Mühlen der „Befreier“ im Bereich der Sowjetzone geriet. Die ideologisch angeprangerte „Gleichsetzung“ kann nur den Gehirnen von Ideologen entspringen. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zeichnen einen Menschen aus, keine Zugehörigkeit zu Parteien oder „Clubs“, hier wird nur das Etikett der Drahtzieher präsentiert, zum Nutzen eines kleinen Kreises.

Horst Schmidt, Höhbeck

Dank an alle Unterstützer

Betr.: Leserbrief „Verständnis für die Großeltern“ (Nr. 11)

Die ehrenamtliche Redaktionsgruppe NA auf NB-Radiotreff 88,0 MHz sagt allen Lesern der *PAZ*, die uns ihre Unterstützung bekundet haben, vielen Dank. Es geht vielen nicht um die Sache. So wurde im letzten Jahr die Redaktionsgruppe durch sogenannte „Funktionseliten“ angegriffen, da wir unbeliebte Themen (Opfer der deutschen Heimatvertreibung und des Stalinismus, ...) aufgreifen und die deutsche Nationalhymne in unseren Sendungen spielen. Über die tatsächliche Motivation der Personen in der Redaktionsgruppe machen sich nur wenige ein Bild. Es gab Zeiten im Dritten Reich, da konnte man nicht einmal den Radiosender einstellen, den man hören wollte. Diese Regelung galt während des Zweiten Weltkrieges und war danach gängige Praxis bis 1989 in den Ostblockstaaten. Wer die Meinung Andersdenkender leugnet, verdient sie nicht für sich selbst. Daher sagen wir all unseren ehemaligen Interviewpartnern und unseren moralischen Unterstützern DANKE.

André Lange, Neubrandenburg

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **7691**

Überflüssig wie ein Krebsgeschwür

Betr.: „Gewerkschaftsbank verzockt Milliarden“ (Nr. 13)

Bei den sich in letzter Zeit häufenden Wirtschaftsskandalen zeichnen sich die gewerkschaftseigenen Unternehmen durch ihre erschreckende Doppelseitigkeit aus: Völlige wirtschaftliche Ahnungslosigkeit paart sich mit krimineller Energie.

Und als Ergebnis haftet letzten Endes über die von der Steuer zu berücksichtigende Wertberichtigung immer der biedere Steuerzahler.

Anstatt vor Scham zu erröten und sich wegen dieser jämmerlichen Niederlagen im Hintergrund zu halten, drängeln sich die Gewerkschaften frech nach vorne und versuchen dem „mündigen“ Bürger (in Wahrheit den indoktrinierten nützlichen Idioten) ihre angeblich so grandiosen Fähigkeiten zu verkaufen. Wer immer noch auf die Wahnideen des Versagers und Schwindlers Karl Marx baut, braucht sich über dieses desaströse Ergebnis nicht zu wundern.

Und hierzu paßt auch der Aufruf von Bsirske, mit dem Streik müsse man die Kommunen schädigen. Es sei die Frage erlaubt: Wen wird er denn in Wahrheit schädigen? So wie die Gewerkschaften heute auftreten, kann man sie nur als überflüssig bezeichnen, so überflüssig wie ein Krebsgeschwür.

Dr. Ferdinand v. Pfeffer, Lünen

Das schmerzvolle Leiden unserer Mitgeschöpfe

Betr.: Tierhaltung in Polen

Oft lese ich in Ihrer von mir hochgeschätzten *Preußischen Allgemeinen* Berichte über ehemalige Landsleute, die anläßlich regelmäßiger Fahrten nach Ostpreußen dort die derzeitigen Bewohner mit Sach- und Geldspenden unterstützen sowie für den Erhalt alter Kulturgüter in ihren Heimatkreisen (soweit noch vorhanden) eintreten.

Mir liegt eine andere Hilfeleistung sehr am Herzen, und zwar lese ich in einer Broschüre, die mir aufgrund meiner monatlichen Spenden quartalsmäßig zugesandt wird, von Menschen, die ihre Reisen in die ehemaligen deutschen Ostgebiete (zehntausende Kilometer pro Jahr) einzig zu dem Zweck unternehmen, um im Rahmen ihrer Möglichkeiten das in Polen herrschende, unsägliche Tierelend zu lindern.

Ich nenne da zum Beispiel die Leidensschicksale von Kettenhunden, das Grauen auf den Hundeplätzen von Slubice und Kostrzyn, die Umschlagplätze für Schlachttiere an den polnischen Grenzstationen (Sklavenmärkte für Todesgaleeren) und vieles andere mehr.

In dieser Tierschutzarbeit vor Ort wird wirklich eine einzige ältere Dame zusammen mit dem „Fähnlein von ein paar Aufrechten den größten Teil ihres Lebens mit dem unsäglichen schmerzvollen Leiden unserer Mitgeschöpfe persönlich konfrontiert und muß immer wieder alleine lebenswichtige Entscheidungen für das einzelne Tierschicksal treffen.

Vielleicht gibt es ja unter den Lesern dieser Rubrik einige Menschen, die durch ihre Hilfsbereitschaft, sei es in Form einer Spende oder Patenschaft, den Rettern der Tiere solche Entscheidungen leichter machen wollen, derart, daß diese finanziell mehr Handlungsfreiheit haben.

Vielleicht erinnern sich ja auch einige an all die treuen Tiere, die vor mehr als 60 Jahren unversorgt in der Heimat zurückgelassen werden mußten.

In diesem Zusammenhang sind Informationen erhältlich im Internet unter www.pro-animale.de oder über Telefon (095 73) 13 76.

Irmgard Koelman, Heimbach

Falsche Täter

Betr.: „Vergewaltigungen deutscher Frauen kein Thema“ (Nr. 16)

Bei den gezielten Massenvergewaltigungen der Roten Armee handelt es sich um das größte Gewaltverbrechen der Nachkriegszeit. Sehr richtig Herr Klaus Rainer Röhl! Aber weil Russen, Polen und Tschechen die Täter waren, werden diese Tatsachen in der Bonner Ausstellung verschwiegen.

Wo bleibt da der Aufschrei der Frauen. An erster Stelle der BdV-Vorsitzenden Erika Steinbach?

Das erinnert unter anderem stark an Katyn und den Mord an 22000 Polen durch den NKWD. Dieses Kriegsverbrechen wurde 50 Jahre der Deutschen Wehrmacht angelastet, obwohl die Westmächte die Wahrheit kannten. Aber laut Schopenhauer hat die Wahrheit ja ein langes Leben, sie kann warten.

Max Richard Hoffmann, Bad Reichenhall

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Mit kritischem Blick

Eine Ausstellung in Potsdam informiert über Goethe und die Mark Brandenburg

Wer in die Mark reisen will", so schrieb Theodor Fontane (1819–1898), der wohl berühmteste Schilderer dieser Landschaft, im Vorwort zu dem ersten Band seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", „der muß zunächst Liebe zu ‚Land und Leuten' mitbringen, mindestens keine Voreingenommenheit." Man werde Entdeckungen machen, denn man betrete „vom Touristenstandpunkt aus jungfräuliches Land". Klosterruinen und alte Dorfkirchen werde man sehen, Schlachtfelder überschreiten, Wendenkirchhöfe, Heidengräber. „Das Beste aber, dem du begegnen wirst, das werden die Menschen sein."

Bei Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), dessen Namen man kaum mit Brandenburg in Verbindung bringen würde, trifft diese Erkenntnis vor allem für seine Begegnung mit einem Mann zu, der im damaligen Preußen einen gewichtigen Namen hatte: Carl Friedrich Zelter (1758–1832). Der Leiter der Berliner Sing-Akademie (1800), Gründer der Liedertafel (1808), Professor für Musik an der Akademie der Künste und Gründer des Instituts für Kirchenmusik (1822) sowie Komponist (er vertonte zahlreiche Gedichte Goethes) hatte eine zentrale Stellung im Musikleben Berlins inne. Über mehr als drei Jahrzehnte stand er in regem Briefwechsel mit Goethe, den er auch in Weimar besuchte, und unterrichtete diesen über die Zustände und Entwicklungen in Preußens Hauptstadt. Goethe selbst war nur einmal dort zu Gast gewesen; für sechs Tage im Mai 1778 hatte er als Begleitung des Herzogs Carl August von Sachsen und des Fürsten Leopold Franz von Anhalt Dessau („der alte Dessauer") Berlin und Potsdam besucht – in politischer Mission sozusagen, da der Streit Preußens und Österreichs um die bayerische Erbfolge zu eskalieren drohte und der Herzog von Sachsen zu überzeugen war, daß es für sein Land nicht gut wäre, sich an diesen Händeln zu beteiligen.

Goethe war nicht begeistert von dem Treiben in der Großstadt Berlin, zumal in Zeiten der Mobilmachung, immerhin hatte Berlin damals schon über 100 000 Einwohner, Weimar dagegen etwa 6 000. Berlin war für Goethe eine „klare, prosaische Stadt", in der ein „verwegener Menschenschlag" lebte. Obwohl er von Kind auf Friedrich den Großen bewunderte, sah er dessen Politik doch mit Skepsis entgegen. Ironisch äußerte er sich über die preußische Mentalität und Lebensweise: „Geben Sie acht, Freund, es sind Preußen, die wollen immer alles besser wissen als andere Leute", sagte er zu Johann Sebastian Grüner 1822. Den Preußen Zelter hingegen schätzte Goethe sehr, ja es entstand im Laufe der Jahre sogar eine innige Freundschaft zwischen den beiden so unterschiedlichen Männern.

Eine Ausstellung des Brandenburgischen Literaturbüros, die in Zusammenarbeit mit der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg gezeigt wird, zeichnet die Beziehung Goethes zu Preußen und der Mark Brandenburg anhand zahlreicher authentischer Zeugnisse nach.

Neben der Dokumentation von Goethes Aufenthalt in Berlin und Potsdam werden auch dessen Beziehungen zu bekannten Zeitgenossen wie Bettina und Achim von Arnim, Heinrich von Kleist und Carl Friedrich Zelter thematisiert. Ausgestellt werden Autographen, Drucke, Gemälde und Alltagsgegenstände Goethes aus den Beständen der Sammlung Ogoleit, des Goethe-Schiller-Archivs, des Goethe-Nationalmuseums, des Freien Deutschen Hochstifts und der Sammlung Kippenberg.

Zur Ausstellung sind im vacat Verlag, Potsdam, ein Begleitbuch (272 Seiten, gebunden, 20 Euro) mit Beiträgen von Goethe-Kennern wie Günter de Bruyn sowie das Hörbuch „Goethe und Zelter. Eine Freundschaft in Briefen" (54:37 Minuten, 13 Euro) mit Ausschnitten aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, meisterhaft gelesen von Christian Brückner und Otto Sander, erschienen. *Silke Osman*



Eine Männerfreundschaft: Johann Wolfgang von Goethe und Carl Freidrich Zelter Fotos (2): Archiv

Die Ausstellung ist in den Römischen Bädern, Park von Sanssouci, bis 30. Juli zu sehen, geöffnet Dienstag bis Sonntag von 10 bis 17 Uhr.

Von Paris bis Hiddensee

Berliner Galerie zeigt Bilder von Deutschen und Franzosen aus dem frühen 20. Jahrhundert





Beliebte Motive: „An der Ostsee" (Öl, um 1920) von Kurt Haase-Jastrow und „Straßenszene in Paris" (Pastellkreide, um 1910) von Konrad v. Kardorff Fotos (2): gbw

Um die vorletzte Jahrhundertwende war Paris zum beherrschenden Zentrum von Kunst und Kultur geworden, während die auch vom Tourismus bislang noch kaum entdeckte Ostseeinsel Hiddensee vielen als Inbegriff der Weltabgeschiedenheit und Rückständigkeit galt. Gerade deren Ursprünglichkeit war für eine ganze Reihe von Künstlern der Grund, sich – zumindest zeitweilig – auf Hiddensee oder auch an anderen Orten wie Schaan, Worpswede oder Pont Aven niederzulassen. Aber selbst für jene Künstler, die diese Zurückgezogenheit suchten, blieb Paris der Mittelpunkt des Kunstgeschehens jener Tage. Wie in einem Brennglas konzentrierten sich dort die unterschiedlichsten Kunststile und -anschauungen, um von dort weltweit auszustrahlen.

Kaum einer der Künstler konnte sich in jenen Jahren der Faszination, die von Paris ausging, gänzlich entziehen, und viele von ihnen verbrachten zumindest einige Zeit des Studiums in der französischen Hauptstadt. Andere – wie beispielsweise Elisabeth Büchsel, die schon bald nach ihrem Umzug auf die Insel im Jahr 1904 als die „Malerin von Hiddensee" bezeichnet wurde – besuchten Paris im Laufe ihres Lebens immer wieder. Aber auch jene, die Frankreich niemals einen Besuch abgestattet hatten, konnten sich der Strahlkraft der Kunstmetropole kaum entziehen: Zumindest mittelbar, nämlich über ihre Lehrer, ihre Kollegen oder – abstrakter ausgedrückt – über den vorherrschenden Zeitgeist entfaltete die Pariser Kunst in den Jahren um 1900 ihre weltweite Wirkung.

Eine Ausstellung in der Berliner Galerie Barthelmess & Wischnewski vereint 52 Werke so unterschiedlicher Künstler wie etwa Toulouse-Lautrec und Heinrich Zille oder Jules Chéret und Hans Stubenrauch. Auch wenn die deutsch-französischen Beziehungen nach dem Krieg von 1870 / 71 alles andere als entspannt waren, so gab es doch – zumindest auf künstlerischem Gebiet – einen regen Austausch, der deutlich von gegenseitiger Wertschätzung geprägt war. Trotz aller nachweislichen Einflüsse bleibt dennoch festzuhalten, daß es auch in der deutschen Kunst Tendenzen gab, die sich unabhängig von Frankreich in eine übereinstimmende Richtung entwickelten: Die Darstellung des Lichts und die Abwendung von alten überkommenen Traditionen in der Malerei prägte sowohl die französische als auch die deutsche Kunst jener Jahre und ermöglichte schließlich die Anfänge der Moderne. *gbw*

Die Ausstellung „Zwischen Paris und Hiddensee" in der Galerie Barthelmess & Wischnewski, Giesebrechtstraße 10 (Ecke Kurfürstendamm), ist montags bis freitags von 10 bis 13 Uhr und von 14.30 Uhr bis 18.30 Uhr, sonnabends von 11 bis 15 Uhr geöffnet, bis 19. August.

Foto: BTZ

Die Böttcherstraße in Bremen: Anziehungspunkt für Touristen

Doppelt gefeiert

75 Jahre Böttcherstraße in Bremen

In diesem Jahr feiert Bremens „heimliche Hauptstraße", die Böttcherstraße, ein doppeltes Jubiläum: Vor 100 Jahren hob der Unternehmer und Mäzen Ludwig Roselius die Marke „Kaffee HAG" aus der Taufe, und 25 Jahre später wurde die Böttcherstraße vollendet, ein Erlebnisraum aus Kunst und Markenpropaganda, der bis heute viele Tausend Besucher im Jahr anzieht.

Ludwig Roselius war Unternehmer und Erfinder der Kaffee-Entkoffeinierung. Mit diesem Patent und der Marke Kaffee HAG hatte er ab 1906 viel Geld verdient. In Deutschland war er einer der ersten, der Produktmarketing betrieb: Die Böttcherstraße diente ihm als „Propagandastraße", in die er Touristen wie Einheimische mit anspruchsvoller Kultur, Kunst und hochwertigem Kommerz lockte.

Kultur, Kunst und Kommerz sollten Touristen anlocken

Probierstuben luden ein, den angepriesenen Kaffee zu kosten, dessen gute Bekömmlichkeit gleich darauf im „Institut für Gesundheit und Leistung" getestet werden konnte. Kunsthandwerker der „7-Faulen-Werkstätten" unter der Leitung Bernhard Hoetgers hatten ihre Ateliers im Handwerkerhof, und zwei Museen bilden bis heute den kulturellen Anziehungspunkt der Straße. In dem 1927 – als weltweit erstes Künstler*innen*-Museum – gegründeten Paula Modersohn-Becker Museum, in dem das Werk der Malerin präsentiert wird, finden immer wieder auch Sonderausstellungen statt. Das Museum im Roselius-Haus zeigt in atmosphärischen „Wohnräumen der Kunst" Gemälde, Skulpturen und Mobiliar vom Mittelalter bis zum Barock.

Im vergangenen Jahr wurden die Kunstsammlungen Böttcherstraße um ein Kunstwerk aus heutiger Zeit ergänzt: Die amerikanische Konzeptkünstlerin Jenny Holzer installierte im Paula Modersohn-Becker Museum die strahlende Lichtskulptur „For Paula Modersohn-Becker". Die Kunstsammlungen Böttcherstraße vereinigen somit Schätze aus zwei Jahrhunderten.

Die Böttcherstraße mit ihren 108 Metern Länge bildet von ihrer Fertigstellung und bis in die Gegenwart eine einzigartige Mischung aus Architektur und Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart, Kunst und Kommerz.

Wo Vergangenheit und Gegenwart aufeinander treffen

Im Jahre 1931 wurde mit Bernhard Hoetgers „Haus Atlantis" und dem Robinson-Crusoe-Haus die Straße fertiggestellt, die den Bremer Marktplatz mit dem Weserufer verbindet.

Nach und nach hatte Ludwig Roselius in den zurückliegenden Jahren sämtliche Häuser der Straße in Besitz genommen und die ehemalige Handwerkergasse zu einem Gesamtkunstwerk umgestalten lassen. Hier, zwischen den charakteristischen Backsteinbauten, zwischen Giebeln, Türmen und Glockenspiel finden die Besucher aus aller Welt damals wie heute Museen, Geschäfte und Restaurants.

Ein umfassendes Programm erwartet die Besucher

Ein umfangreiches Jubiläumsprogramm erwartet die Besucher der Böttcherstraße in den Wochen vom 2. bis 25. Juni, mit Glockenspiel(wunsch)konzerten, Themenführungen, Musikveranstaltungen im Himmelssaal, Weinverkostungen und vielen anderen Aktionen für Groß und Klein. Mehr Informationen findet der Interessierte bei der Bremer Touristik-Zentrale unter Telefon (0 18 05) 10 10 30 oder im Internet unter www.boettcherstrasse.de. *pm*

MELDUNGEN

Schwere Waldbrände

Heinrichswalde – Im Königsberger Gebiet ist es in diesem Frühjahr bereits zu schweren Waldbränden gekommen. So sind im Gebiet um Heinrichswalde bis jetzt bereits insgesamt elf Waldbrände entfacht, bei denen 18,75 Hektar Wald vernichtet wurden. Zum Vergleich: Im Jahr 2005 gab es vier solcher Brände, denen 5,5 Hektar Waldfläche zum Opfer fielen. Einen traurigen Höhepunkt stellte bei den diesjährigen Waldbränden bis jetzt der 8. Mai dar, als in vier Waldstücken gleichzeitig Feuer ausbrach. Als Brandursachen werden nicht ordentlich gelöschte Lagerfeuer in Verbindung mit trockenen Gräsern vermutet, die sich durch Funkenflug entzündeten.

Auch der litauisch verwaltete Teil Ostpreußens ist von dem Problem betroffen. So brach im nördlichen Teil der Kurischen Nehrung ein Brand aus, bei dem 130 Jahre alte Kiefern wie Streichhölzer niederbrannten. 200 Feuerwehrleute benötigten drei Tage, um gegen die Feuerwand anzukämpfen. An der Löschaktion beteiligte sich auch die für den „Nationalpark Kurische Nehrung“ zuständige russische Feuerwehr.

Die Verwaltung in Memel schätzt den Schaden vorläufig auf eine halbe Million US-Dollar. Wenn litauische Ökologen mit Unterstützung der Unesco neue Bäume anpflanzen sollten, werden weitere Mittel notwendig sein. Inzwischen wurden die Feuerschutzmaßnahmen auf der Kurischen Nehrung erhöht. Sowohl litauische als auch russische Ordnungshüter führen Kontrollen durch und bestrafen jeden, der in den Wäldern oder auf den Dünen der Nehrung Feuer anzündet. *MRK*

Ein Zehntel will Moskau zahlen

Königsberg – Für den Bau einer Brücke über den Pregel in Königsberg will Moskau aus dem Föderationsbudget 200 Millionen Rubel (knapp 5,8 Millionen Euro) lockermachen. Die tatsächlich veranschlagten Kosten für die Brückenkonstruktion belaufen sich laut Angaben des Sprechers für das Projekt, Sergej Bulytschew, allerdings mit zwei Milliarden Rubel auf das Zehnfache. Bulytschew war früher in der Regionalverwaltung des Ministeriums für die Entwicklung der Infrastruktur tätig. *MW*

Neuer Kommandeur

Pillau – Admiral Wladimir Walujew wird das Kommando über die Baltische Flotte bald an seinen Nachfolger abgeben. Er quittiert seinen Dienst aufgrund gesundheitlicher Probleme und auf Empfehlung der Kommission der Militärärzte. Als seinen Nachfolger hat das Verteidigungsministerium den 53jährigen Stabschef der Pazifikflotte, Konstantin Sidenko, vorgestellt. *JJ*

Video und Satellit in Lyck

Lyck – Der Lycker Verein der Deutschen Minderheit „Masuren“ hat sich einen Videorekorder und einen Satellitenfernseher zugelegt. Somit ist es nun möglich, sich Videoaufnahmen von Vereinsmitgliedern und Sendungen bundesdeutscher Fernsehanstalten gemeinsam anzusehen.

Los von Moskau, hin zur EU

Vieles scheint im Königsberger Gebiet in Bewegung – Alles hofft auf die Europäische Union

Von Jürgen W. Schmidt

Ich habe einen Neuen“, jubelt die russische Paßkontrollbeamtin am Grenzübergang Pr. Eylau ihrem Kollegen zu, als sie des neuen deutschen Reisepasses mit der Aufschrift „Europäische Union“ ansichtig wird. Nach einigen Fragen über Dauer des Aufenthaltes und die beabsichtigte Fahrtroute geht es über das historische Schlachtfeld von 1807, wo Scharnhorst in blutigem Kampf den Franzosen das erste „Unentschieden“ abrang, hinein in das Königsberger Gebiet. Ab sofort wird der Unterschied zum eben durchfahrenen polnisch verwalteten Teil Ostpreußens sichtbar. Straßen und Wege sind in deutlich schlechterem Zustand und die Dörfer wirken ärmlich und verfallen. In der einstigen „Kornkammer“ Ostpreußen sind viele Felder schon seit Jahren oder gar Jahrzehnten nicht bestellt und fallen so allmählich wieder der Bewaldung anheim. Fast möchte man meinen, Ostpreußen kehrt zum Zustand vor 800 Jahren zurück.

Nur ein Wahrzeichen Ostpreußens, der Weißstorch, präsentiert sich zahlreich und fruchtbar wie eh und je. Fast aus jedem Nest ragen die Köpfe von ein bis zwei hungrigen Jungstörchen, die von ihren Eltern emsig versorgt werden. Storchennester markieren aber auch ziemlich oft die Stätten seit 1945 verfallener Dorfgemeinden und Weiler, denn rund ein Viertel der Dörfer Ostpreußens sind mittlerweile gänzlich von der Bildfläche verschwunden und werden wohl erst wieder in einigen hundert Jahren für Archäologen von Interesse sein. Sogar Städte wie Eydtkuhnen existieren als solche nicht mehr, eine Entwicklung, die seit dem Dreißigjährigen Krieg in diesem Maßstab in Europa nicht beobachtet wurde und vielleicht ein gewichtiges Argument für ein zu errichtendes „Zentrum gegen Vertreibung“ darstellen sollte.

Königsberg wirkt frisch aufgeputzt. Die Millionen, welche Präsident Putin zu diesem Zweck anläßlich des Stadtjubiläums im letzten Jahr in die Restaurierung von Baudenkmälern investieren ließ, sind gut angelegtes Geld, denn so wird einerseits nach Jahrzehnten des Verfalls endlich eine Zäsur gesetzt und andererseits die Stadt für die vielen, vor allem deutschen Touristen attraktiver. Zwar wirkt die neu erbaute russisch-orthodoxe Kirche im Zentrum etwas protzig und unpassend im Stadtbild, und die Ruine des nie fertiggestellten „Sowjetpalastes“ anstelle des abgerissenen Königsberger Schlosses wurde nun im Stil „Potemkinscher Dörfer“ aufgemotzt, doch ist bei den heutigen Bewohnern Königsbergs die Erinnerung an das alte „Kenigsberg“ durchaus präsent. Zum 750. Stadtjubiläum wurde sogar ein nach Probe durchaus wohlschmeckendes Jubiläumsbräu nach „deutschem Reinheitsgebot“ hergestellt. Fliegende Händler bieten um den restaurierten und als Kant-Museum genutzten Dom farbenfrohe Postkartenreproduktionen aus der Kaiserzeit an. Das Kant-Denkmal an der Außenmauer des Doms dient russischen Brautpaaren als weihevolle Stätte zum Niederlegen der Brautsträuße, in Analogie etwa zum Denkmal Peters des Großen in St. Petersburg. Selbst der ältere Historiker aus Moskau, welcher abends an der Hotelbar scheinbar provokativ fragte, ob man denn schon das Denkmal des „großen russischen Philosophen Kant“ aufgesucht habe, freut sich dann diebisch über die Gegenfrage, welche Werke von Kant, die dieser bekanntlich alle in fließendem Russisch verfaßt habe, er eigentlich studiert habe. Dr. Georgiev erwidert verschmitzt, daß ja „alles nur Spaß“ gewesen sei und läßt sich auf eine Diskussion über die Zukunft der russischen Exklave ein, die viele Russen schon als neuen selbständigen baltischen Staat „Prussija“ (Preußen) in Assoziation mit der Europäischen Union sehen.

Dieser Meinung scheinen auch viele der neureichen russischen „bisnessmeny“ (Geschäftsleute) aus Moskau, St. Petersburg und anderen russischen Regionen zu sein, welche vorausschauend alte Villen in den Seebädern des Samlandes erwarben oder sich neue Villen, darunter durchaus architektonische Schmuckstücke, in Rauschen, Neukuhren oder Cranz errichten lassen. Abgesehen vom unzweifelhaften Erholungswert und der krisenfesten Geldanlage hoffen sie wohl so, früher oder später EU-Bürger zu werden. Ein in dieser Hinsicht immer wieder von Russen erwähntes Beispiel ist die Ehefrau des Moskauer Oberbürgermeisters, die im Königsberger Gebiet zu diesem Zwecke ein Gestüt erworben haben soll.



Hübsch restauriert: Das Tor des (Ex-)Gestüts Trakehnen

Foto: Schmidt

Trakehnen, jetzt den Namen „Jasnaja Poljana“ tragend, ist es wohl nicht. Pferde werden hier schon seit vielen Jahrzehnten nicht mehr gezüchtet und die Wohngebäude der einstigen Gestütsangestellten werden zwar noch bewohnt, wirken aber wie alle Häuser im ländlichen Bereich ungepflegt und marode. Das Tor des 1732 gegründeten Hauptgestüts präsentiert sich hingegen schon wieder einladend und hübsch restauriert. In dem als Schule genutzten ehemaligen Dienst- und Wohngebäude des Landstallmeisters ist ein ansprechend gestaltetes Museum zur Geschichte des Gestütes untergebracht. Der Deutschlehrer der Schule erläutert hier an Hand einer Videopräsentation die Geschichte und Bedeutung von Trakehnen. Deutsch ist im Königsberger Gebiet eine oft gelehrte und anscheinend auch gern erlernte Fremdsprache, und dem Beobachter mag es mitunter scheinen, als wenn sich die Lehrer in der Bundesrepublik Deutschland von der Begeisterung ihrer russischen Kollegen anstekken lassen sollten. Solch eine engagierte Lehre der deutschen Sprache verbunden mit einer Pflege deutschen Liedgutes sollte uns bei den Zuständen an manchen bundesdeutschen Schulen, wie etwa jüngst in Berlin, eigentlich neidisch machen. An die trotz allem in der Russischen Föderation ständig präsenten innenpolitischen Probleme erinnert die Gedenktafel an der Außenseite der Schule von Trakehnen, welche einem unlängst in Tschetschenien als russischer Soldat gefallenen ehemaligen Schüler gewidmet ist.

> Die Deutschlehrer in der Exklave sind vorbildlich motiviert

Auf dem Rückweg läßt in Gumbinnen die städtische Architektur deutlich Assoziationen an jene Zeiten, als die Stadt ein preußisches Verwaltungszentrum darstellte, wach werden. Der einstige Sitz des Gumbinner Regierungspräsidenten, im Unterschied zu seinem Vorgängerbau „Neue Regierung“ genannt, heißt im Volksmund auf Russisch immer noch gleichlautend „novoje pravitelstvo“. Auch das Wahrzeichen der Stadt, das 1910 errichtete Elch-Denkmal von Vordermeyer, ist auf Forderung der heutigen Bewohner von Gumbinnen wieder aus dem Exil in Königsberg auf seinen angestammten Platz zurückgekehrt, während Trakehnens Wahrzeichen, das Denkmal des berühmten Deckhengstes „Tempelhüter“, sich noch immer im Moskauer Hippologischen Museum befindet. Die Gumbinner „Salzburger Kirche“ ist mit einem engagierten Pfarrer aus der Bundesrepublik Deutschland besetzt und exerziert eine ebenso umfangreiche wie dankbar empfangene religiöse und karitative Tätigkeit.

Erschreckend wirkt im Gegensatz zu Gumbinnen Insterburg. Durch umfangreiche Zerstörungen während und nach dem Krieg ist nur noch wenig alte Bausubstanz vorhanden, und wie fast überall im Königsberger Gebiet werden die erhaltenen Kirchen nach Jahrzehnten der Zweckentfremdung als russisch-orthodoxe Kirchen betrieben. Erstaunlich lebensfähig erwiesen sich hingegen die Mülltonnen mit der Aufschrift „Stadt Insterburg 1937“, die nach nunmehr fast 70 Jahren immer noch ihren Dienst tun. In einem gleichfalls erschreckend desolaten Zustand zeigt sich das Insterburger Ordensschloß. Das Schloß selbst bewohnt ein russischer Aussteiger, der nach eigener Aussage den „Geist eines Kriegers im Körper eines Künstlers“ verkörpert. In einer Nacht- und Nebelaktion hat er gegen den Willen der Stadtverwaltung einen notdürftig noch bewohnbaren Teil des Burggebäudes okkupiert, Relikte aus dem früheren Schloßmuseum wie etwa ein altes Schloßmodell zusammengetragen und fertigt nun „Kunst“ an. Aber seine „Gemälde“ wie auch die auf einem Holzbrettchen montierten Siegellackabdrücke des Amtssiegels des Königlichen Amtsgerichts Insterburg finden in Analogie zu den epischen Schilderungen seiner Entdeckungsreisen in den Schloßkellern bei Besuchern wenig Anklang. Vielleicht gelingt es diesem von seiner Mission begeisterten jungen Mann zumindest, dem weiteren Verfall und der mutwilligen Zerstörung der Überreste des Schlosses Einhalt zu gebieten.

Auf der Rückfahrt im leichten Regen und bei beginnender Abenddämmerung zeigt sich das Flußtal des Pregel in seiner ganzen Schönheit. Dazu tragen auch die allerorten noch sichtbaren baumbestandenen Alleen und Straßen bei. Leider werden die Bäume in Analogie zu den Straßenbäumen in der Bundesrepublik Deutschland wohl zukünftig ein Opfer der Motorisierung werden. Diesen „letzten Soldaten der deutschen Wehrmacht“, wie sie manche Russen spöttisch bezeichnen, fallen nämlich nicht wenige Verkehrsteilnehmer zum Opfer, wenn sie alkoholisiert beziehungsweise viel zu schnell ihr Kraftfahrzeug steuern.

Vorbei am heute unbedeutenden Dörfchen Rudau, hier errang 1370 der Deutsche Ritterorden in erbitterter Schlacht gegen ein in Ostpreußen eingefallenes litauisches Heer seinen bedeutendsten militärischen Sieg, geht es auf die Kurische Nehrung. In der Vogelwarte in Rossitten erweist sich der Ornithologe Dr. Anatoli Schapoval als ausgesprochen „lustiger Vogel“. Mit viel von Herzen kommendem Humor erläutert er die Methoden russischer Ornithologen bei der Beobachtung des Vogelzugs. Die Zahlen der täglich beringten, gewogenen und wissenschaftlich erfaßten Vögel sind beeindruckend, und auch der Eisvogel und das Rotkehlchen fallen in namhafter Anzahl an. Auf dem Rückweg in Cranz kommt es zu einem Gespräch mit einem pensionierten Oberst. Obwohl nunmehr ukrainischer Staatsbürger, ist dieser ethnische Ungar mit den Resultaten der „orangenen Revolution“ in seinem Heimatland keinesfalls zufrieden. Weitaus mehr scheint es ihm in „Ostpreußen“ zu gefallen, dieser Name geht ihm anscheinend mühelos über die Zunge, wo er seine Ferientage bei Bekannten verbringt. Ihm dünkt es notwendig, noch stärker als bisher am Kurort-Flair von Cranz zu feilen, denn die einstige Promenade des mondänen Seebades erinnert heute mehr an eine stillgelegte Fabrikanlage, denn an eine Flaniermeile. Die Verwendung einer Jugendstilvilla in Strandnähe als „Mineralwasserfabrik“ scheint ihm ebenfalls gegen den Strich zu gehen. Eifrig fragt er die Besucher aus der Bundesrepublik nach den jetzigen Lebensverhältnissen dort aus, wobei er sich als letzter Kommandeur des einstmals in Havelberg stationierten Pontonregiments zu erkennen gibt. Sogar ihm als früheren Sowjetoffizier erscheint die derzeitige Situation des Königsberger Gebietes als weit westlich von Rußland gelegener Exklave auf Dauer als unhaltbar, und er ist sicher, daß nur im politischen Rahmen der EU das heutige Ostpreußen eine Zukunft besitzt.

Einen letzten Eindruck aktueller Verhältnisse in Ostpreußen bieten Palmnicken und Germau an der Westküste des Samlands. Im Zentrum der einstigen Bernsteinindustrie gelegen, bietet auch Palmnicken einen desaströsen Anblick. Der einstmals berühmte Bernsteintagebau nahe der Ostseeküste existiert nicht mehr. Der trotzdem heimlich noch geförderte Bernstein wird nach Polen und Litauen geschmuggelt und dort, in geschmackvoll verarbeiteter Form, auf den Markt geworfen. Die meisten der russischen Kunsthandwerker können sich derzeit auf diesem Gebiet nicht mit ihren Nachbarn messen.

In Germau wurden die noch vorhandenen Reste der einstigen Ordensburg bei der bis zum heutigen Tage anhaltenden Suche nach dem berühmten „Bernsteinzimmer“ weitestgehend zerstört. Dafür hat die deutsche Kriegsgräberfürsorge begonnen, in Zusammenarbeit mit entsprechenden russischen Einrichtungen in unmittelbarer Nähe der Germauer Ruinenreste einen Sammelfriedhof deutscher Kriegsgräber aus dem Ersten und Zweiten Weltkrieg anzulegen. Diese Bemühungen werden von der ansässigen Bevölkerung durchaus respektiert. Auf dem Gebiet der Aussöhnung werden im Königsberger Gebiet die deutschen Aktivitäten anscheinend viel mehr beachtet und geschätzt als etwa in der angrenzenden Republik Polen. Immer wieder bringen heutige Bewohner des Gebiets zum Ausdruck, daß dieses Gebiet nur mit deutscher Unterstützung eine wirtschaftliche Zukunft hat. Von den „Bürokraten“ in Moskau habe man kaum etwas zu erwarten. Auch der Besuch Präsident Putins im vergangenen Jahr scheint die Hoffnung der ansässigen Bevölkerung auf die Förderung der speziellen Interessen des Gebiets, das von nicht durchgehend wohlwollenden Nachbarn umgeben ist, keineswegs beflügelt zu haben. Immer wieder wird über die Zoll- und Polizeischikanen der Nachbarstaaten Litauen und Polen geklagt.

> Die Russen sind zur Aussöhnung eher bereit als die Polen

Vieles scheint im Königsberger Gebiet derzeit in Bewegung zu sein. Der Drang nach Veränderung bestehender Verhältnisse ist unverkennbar. Die nach 1945 ansässig gewordene Bevölkerung fühlt sich zunehmend heimisch, greift aber zugleich auch manche der alten Traditionen Ostpreußens auf. Erfreulich stimmt die allseits geäußerte Meinung, daß ungeachtet der einem Außenstehenden aus der Bundesrepublik Deutschland mitunter übertrieben erscheinenden Hoffnungen auf die EU nur in friedlicher Zusammenarbeit mit den Nachbarstaaten Litauen und Polen eine Klärung des zukünftigen Status des Königsberger Gebietes erreicht werden könne. Ob nun weiterhin als „Oblast“ oder zukünftig einmal als selbständiger Staat „Prussija“, als Ziel einer Reise für Naturliebhaber und Kulturbeflissene ist die Region mit ihrer sich allmählich entwickelnden touristischen Infrastruktur wärmstens zu empfehlen.

Appell memelländischer Redakteure

Mitarbeiter der »Enzyklopädie Kleinlitauens« stellen den Westmächten unbequeme Fragen zur Vertreibung

„Zur Frage der Rechte aus dem historischen Preußen vertriebener Menschen“ lautet ein Appell der Organisatoren und Redakteure der „Enzyklopädie Kleinlitauens“ an die Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika, des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Nordirland sowie der Französischen Republik, an den Kommissar der Menschenrechte des Europarates sowie an den Geberaldirektor der Unesco (Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur), den wir hier ungekürzt abdrucken.

Verehrte Damen und Herren,

wir, die Organisatoren und Redakteure der „Enzyklopädie Kleinlitauens“, machen in den Artikeln der Enzyklopädie auch mit den historischen Lebensumständen der Generation jener Menschen bekannt, deren Schicksal von den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz der den Zweiten Weltkrieg gewonnenen Staaten bestimmt waren. Ihretwegen können die Menschen jener Generationen schon seit 60 Jahren ihr heiligstes Naturrecht nicht genießen – das Recht, ihre Heimat zu haben. Die aus dem historischen Preußenland (dem Land zwischen der Weichsel im Süden und der Stadt Klaipeda im Norden) vertriebenen eigentlichen Autochthonen dieses Landes werden in ihrer Heimat am häufigsten nur als Touristen oder Unterstützung sowie Wohltätigkeit schenkende Menschen erwartet.

Die Verletzungen der Menschenrechte der Bewohner des historischen Preußens dauern schon viele Jahre fort. Einen besonderen Maßstab haben sie am Ende des Zweiten Weltkrieges erreicht, als einer der Staaten, die den Krieg verursacht hatten, Kriegsgewinner wurde. Nachdem die Sowjets Litauen und die Rundfunksender von Vilnius okkupiert hatten, verbreiteten im Herbst 1944 die Druckereien von Vilnius und Kaunas täglich mündlich und in Flugblättern den Appell zur Rache, riefen die Soldaten ausdrücklich auf, die Zivilbevölkerung Kleinlitauens und anderer Ortschaften des historischen Preußens zu töten. Die von den politischen Leitern der Roten Armee verbreiteten Flugblätter erließen den Soldaten jegliche Strafe, obwohl wehrlose kraftlose alte Leute grausam ermordet, junge und alte Frauen, unmündige Mädchen vergewaltigt und umgebracht wurden. Der organisierte staatliche Terror und die Vernichtungen dauerten auch noch nach dem Krieg – es wurde angestrebt, aus dem zeitweilig administrierten Land die übriggebliebenen Einwohner völlig aus ihrer Heimat zu vertreiben oder sie zu vernichten und ihr Eigentum auszuplündern und zu enteignen.

Nach 60 Jahren (2.–3. Juli 2005) hat die Moskauer Kreml-Regierung die so genannte 750. Jubiläumsfeier von Königsberg veranstaltet. Diese, milde gesagt, seltsame Veranstaltung des unbarmherzigen Siegers wird wohl die europäischen Nachbarländer nur an die mit Schwert und Feuer zerstampften Naturrechte der alten Preußen, frei im eigenen Land zu leben, oder die noch vor dem Zweiten Weltkrieg gebildete antidemokratische schamlose Allianz zweier totalitärer Staaten – des Nazi-Deutschlands und der Sowjetunion – erinnern.

Deswegen sind uns sowie hunderttausenden anderen aus ihrer Heimat vertriebenen Menschen die Meinung aller, an die wir uns zu wenden wagen, sowie die Beantwortung folgender Fragen aktuell:

Wie werden aus der gegenwärtigen Sicht des Internationalen Rechts die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz 1945 bewertet, einschließend die damals vorgesehene Friedenskonferenz? Stehen auf der Tagesordnung der Politiker der Siegerstaaten die Fragen der Menschenrechte der alten Bewohner, darunter auch die Vermögensfragen?

Werden bei der Behandlung der Fragen der Menschenrechte des historischen Preußens auch die im staatlichen Maße von der Sowjetunion betriebene organisierte Terrorpolitik, Politik der ethnischen Reinigung der alten Bewohner des Landes analysiert? Sind die Auftraggeber und Vollstrecker dieser Politik festgestellt?

Wird im Kampfe mit dem gegenwärtigen internationalen Terrorismus von den Staaten, die das Genozid der Bewohner des historischen Preußens nicht verurteilt haben, Abstand genommen?

Wie schätzen die UNESCO und andere internationale Organisationen das Verhalten der Länder ein, denen zeitweilig das Administrationsrecht des historischen Preußens übergeben wurde, ihr Benehmen dem baltischen Kulturerbe gegenüber, auch das Verhalten zum Kulturerbe der dort später gewohnten Menschen? Dieses Kulturerbe wird schon 60 Jahre lang absichtlich und total vernichtet. Sogar Ausplünderungen von Kirchen und alten Friedhöfen werden nicht vermieden.

Bekämpft die Unesco im internationalen Maße die zwangsläufige Veränderung der Orts- und Gewässernamen, ihre Slawisierung, so wie das in dem militärisch besetzten historischen Preußenland geschehen ist?

Die aus dem historischen Preußen stammenden Organisatoren und Redakteure der „Enzyklopädie Kleinlitauens“:

Vytautas Gocentas
Kestutis Milkeraitis
Ervinas Peteraitis
Viktoras Peteraitis
Dr. Martynas Purvinas

Visavergabe schon 2006?

Das deutsche Generalkonsulat in Königsberg könnte in etwa einem halben Jahr erstmals russischen Bürgern Visa für die Bundesrepublik Deutschland ausstellen. Dies teilte der ortsansässige Vertreter des Russischen Außenministeriums, Sergej Besbereschjew, der Presse mit. Nachdem im vergangenen Jahr Deutschland endlich – nach langem Hin und Her – die Zusage erhielt, das Gebäude in der Thälmannstraße 14 für seine Vertretung nutzen zu dürfen, laufen nun noch die juristischen Kaufformalitäten. Voraussichtlich wird es noch bis zum Frühjahr 2007 dauern, bis das Konsulat in vollem Umfang seiner Arbeit wird nachgehen können. Um nicht noch mehr Zeit bei der Ausstellung von Reisevisa zu verlieren, gab der Außenministeriumsvertreter bekannt, daß zur Zeit an einer Interimslösung in Form eines zeitlich begrenzt eingerichteten Büros gearbeitet werde. Nur die Gebietsregierung müsse noch ihre Zustimmung geben, dann werde das vorübergehende Büro in der Leningradskaja uliza 4 eingerichtet. Wenn die Genehmigung vorliege, könne mit der Ausstellung von Visa schon in diesem Jahr begonnen werden, wie der deutsche Konsul Guido Herz zu verstehen gab. Seinen Schätzungen zufolge könnten pro Jahr bis zu 20000 Einreisedokumente bearbeitet werden. *MRK*



Lewe Landslied und Familienfreunde,

große Wünsche – kleine Fragen zeichnen unsere Kolumne aus. Die Antworten weisen oft umgekehrte Attribute auf: Die Wünsche haben zumeist nur kleine, die Fragen wiederum große Reaktionen zur Folge. Aber jeder noch so kleine Schritt ist willkommen, jeder Tip kann wertvoll sein. So geschehen im Fall unseres Lesers **Horst Doerfer**, dessen Suchwunsch wir in Nummer 8 brachten. Er wollte endlich Gewißheit über das Schicksal seines Vaters, des Landwirts **Kurt** Doerfer aus Storchenfelde (Gandrinnen), Kreis Insterburg, haben, der während der Flucht schwer krank in der Heimat zurückblieb. Sein letztes Lebenszeichen war ein an eine Berliner Bezugsadresse gerichtetes Telegramm aus einem Krankenhaus im Spätwinter 1945. Der Hinweis des Heimatforschers **Alfred Warschat**, daß sich am 23. Februar 1945 ein Kurt Doerfer aus Gandrinnen im Krankenhaus Schroeder in Heiligenbeil befunden habe, half auch nicht weiter. Zwar meldete sich umgehend Herr **Dreher** von der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil, aber er konnte lediglich mitteilen, daß es dort nie ein Krankenhaus Schroeder gegeben habe, das Kreiskrankenhaus war ein Johanniter-Krankenhaus. Herr Doerfer erhielt aber noch die Zuschrift eines ehemaligen Kriegskameraden und von einem Leser aus Riedlingen den Hinweis auf eine mögliche Verwandtschaft. In diesem württembergischen Ort hatte ein **Herbert Doerfer** aus Tamowischken gelebt, der leider vor zwei Jahren verstarb. Der Anrufer meinte, da dieser ja auch aus dem Kreis Insterburg stammte, daß es sich um eine mögliche Verwandtschaft handeln könnte. Dieses für Horst Doerfer hochinteressante Gespräch dauerte sehr lange und war so intensiv, daß er vergaß, nach dem vollständigen Namen und der Telefonnummer des Anrufers zu fragen. Da er aber mit den Hinterbliebenen von Herbert Doerfer gerne Kontakt aufgenommen hätte, bittet er den Leser aus Riedlingen, sich noch einmal bei ihm zu melden. Der Nachname könnte **Schmidt** oder Schmiedt lauten. Vielleicht meldet sich ja aber auch jemand aus der Verwandtschaft des Herbert Doerfer aus Tamowischken direkt bei Herrn Horst Doerfer, Allensteiner Straße 11 in 74226 Nordheim, Telefon (0 71 33) 71 67.

In der betreffenden Kolumne hatten wir auch über den Kirchlichen Suchdienst HOK und seine unermüdliche Arbeit berichtet, die heute mehr denn je von Wichtigkeit ist. Denn nicht nur, daß in den Archiven über 20 Millionen Namen aus den Vertreibungsgebieten verzeichnet sind, es befinden sich dort auch spezifische Unterlagen über Städte und Gemeinden, die eine fundierte Grundlage für Nachforschungen bilden. Und der Suchdienst ist ständig dabei, diese zu ergänzen, und bittet deshalb um Unterstützung und Mitarbeit, selbst an kleinsten Ortschaften ist er interessiert. Erst vor kurzem rief Frau **Horn** aus Stadtoldendorf an, die im Besitz von Original-Unterlagen über das Dorf Mohlgirren, Kreis Pogegen, ist und diese gerne dem Kirchlichen Suchdienst überlassen wollte. Dort war man begeistert, denn es handelte sich bei diesen Aufzeichnungen um einen seltenen Glücksfall. Die Namen sämtlicher Einwohner sind handschriftlich in einer Liste mit blasser Tinte auf vergilbtem Papier vermerkt, dazu ein gezeichneter Ortsplan, auf dem jedes Haus mit dem Namen seiner Bewohner angegeben ist, und eine handschriftliche Aufzeichnung über die Struktur des Ortes: „Mohlgirren war ein kleines Dörfchen im Memelland, zu dem 24 Bauern, ein Stellmacher, ein Schmied und ein Förster gehörten.“ Die Familie von Frau Horn ist mit der Nummer 67 unter dem Namen **Ney** auf der Liste vermerkt. – Einige Namen kehren immer wieder, es handelt sich um alte einsässige Familien wie **Lagies**, **Petereit**, **Rogga**, **Prehs**, **Peldszus**, **Nickschat** ... Vielleicht interessieren sich noch Nachfahren der Familien oder Chronisten für diese Aufzeichnungen, die als Beispiel für viele beim Kirchlichen Suchdienst archivierte stehen. Wer besitzt ähnliche Original-Unterlagen von seinem Heimatort oder dem seiner Vorfahren? Sie sind hier in guten Händen (Kirchlicher Suchdienst, Lessingstraße 3 in 80336 München, Telefon 0 89 / 54 49 72 02, E-Mail: ksd@kirchlicher-suchdienst.de).


Ruth Geede Foto: privat

Aber auch bei uns geht die Suche weiter, denn wir sind ja zumeist „die letzte Instanz“. So auch für zwei Landsleute, die Frau **Rosemarie Sieglinde Winkler**, Erste Vorsitzende der Kreisgruppe der Ostpreußen, Westpreußen und Pommern e. V. mit Sitz Buchen, um Vermittlung gebeten haben. „Die letzte Anlaufstelle, die auch noch mit Hoffnungs-Erwartungen angegangen werde, seien Sie, so meinen die Landsleute“, schreibt Frau Winkler, und fügt hoffnungsvoll hinzu: „Es geschehen ja manchmal Wunder, Sie haben es schon so oft möglich werden lassen!“ Ich glaube, ein solches wäre bei der ersten Frage durchaus denkbar. Herr **Heinz Wirth** stellt sie, der sich 1944 als Soldat in Ostpreußen in die Tochter seiner Gastfamilie verliebte. Ach, lang, lang ist es her, und die damals 18jährige wird sich heute vielleicht nicht mehr an ihren Verehrer erinnern – oder doch? Damals hieß sie **Ursula Buich** und wohnte Untermühlensteig 6 in Bischofsstein. Der Vater war dort Bahnbeamter. 1946 schrieb Herr Wirth an die alte Anschrift, bekam aber verständlicherweise keine Antwort. Seine Nachforschungen über die Suchstellen blieben erfolglos. Wer weiß etwas über das Schicksal der Familie Buich und vor allem über das der Tochter Ursula, die sicher längst einen anderen Namen trägt und, was wir hoffen, am 17. Mai ihren 80. Geburtstag feiern konnte. Vielleicht gibt es noch nachträglich eine große Geburtstagsüberraschung? Aber Herr Wirth wäre schon zufrieden, wenn er endlich Gewißheit über den Verbleib der Familie Buich hätte.

Die zweite Frage ist schon schwieriger, und Frau Winkler bezeichnet sie selber als „aussichtslose Bitte“, denn sie wird von einem 1936 geborenen Mann gestellt, der noch immer seine Mutter sucht. **Günther Klingenberg** stammt aus Kraffohlsdorf bei Elbing. Seine Mutter **Anna** gab den Vierjährigen zu einer Königsberger Familie in Pflege. Durch die Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit hat er nie wieder etwas von seiner Mutter gehört. Wer kannte sie oder kann zumindestens sagen, wo das Wohnhaus der Familie Klingenberg in Kraffohlsdorf stand? Antworten zu beiden Fragen bitte an Frau Rosemarie S. Winkler, Kreisgruppe der Ostpreußen, Westpreußen und Pommern e. V., Kastanienweg 11 in 74722 Buchen – Hainstadt, Telefon (06281) 81 37.

Eine erste Reaktion auf die in der *PAZ* Nummer 13 veröffentlichte große Suchanfrage ehemaliger französischer und belgischer Kriegsgefangener nach den ostpreußischen Familien, bei denen sie gearbeitet hatten, kam von dem Mittelsmann Herrn Zauner. Er hat einige Reaktionen schon weiterleiten können, allerdings hatten sich Irrtümer ergeben: die Briefe waren von der Post zurückgeschickt worden, weil die Absender nur Herrn Zauners Namen und nicht die LO-Landesgruppe über der Adresse angegeben hatten. Die vollständige Anschrift, die genau zu beachten ist, lautet: Landsmannschaft Ostpreußen, Landesgruppe Nordrhein-Westfalen, z. Hd. von Herrn **Jochen Zauner**, Werstener Dorfstraße 187 in 49591 Düsseldorf.

Mit welchem Engagement, mit welcher Energie und Hartnäckigkeit unsere Leser versuchen, auch die kleinen Fragen zu lösen, beweist Herr **Wolfgang Fritz**. Da hatten wir in unserer letzten Weihnachtsausgabe ein Foto aus dem Ersten Weltkrieg gebracht, das uns Herr **Rüdiger Sakuth** aus Australien übermittelt hatte. Es zeigt einen Soldaten vor dem Tilsiter Bahnhof auf dem fast leeren Platz, im Hintergrund ist lediglich eine Frau zu sehen. Natürlich wird niemand mehr nach so langer Zeit die abgebildeten Personen erkennen, aber Herr Sakuth interessierte sich für die Aufnahme und fragte: Wer kann etwas zu dem Bild sagen? Jetzt konnte Herr Fritz nicht nur etwas sagen, sondern sehr viel, denn er hatte die Aufnahme an einen ihm bekannten Fachmann weitergeleitet, der nun nachstehende Information zusammentrug:

Die Zeitangabe 1914/15 könnte stimmen, man muß aber beachten, daß in dieser Zeit Tilsit zeitweise von den Russen besetzt war. Erst die Winterschlacht in Masuren ab Januar 1915 beendete diese Situation endgültig. Bei dem Soldaten handelte es sich zweifellos um einen Landsturmmann eines der drei in Tilsit zu Kriegsbeginn aufgestellten Landsturm-Bataillone. Diese hatten vorrangig Aufgaben im Hinterland zu übernehmen. Sie bestanden überwiegend aus älteren Jahrgängen ... Der Soldat auf dem Bild war mit Sicherheit zur Bahnhofswache eingeteilt. Sie sollte Sabotageakte verhindern, diente aber letztlich mehr zur Abschreckung. Dies beweist auch die „Pose“, das aufgepflanzte Bajonett sollte die permanente Kriegsbereitschaft darstellen. Auf Streife war es nicht aufgepflanzt. Die Kopfbedeckung ist der typische Tschako, der damals vom Landsturm getragen wurde. Konkretes läßt sich leider nicht mehr vermitteln, da es über den Landsturm so gut wie keine Literatur gibt. – Soweit die Information, über die sich Herr Sakuth freuen wird. Da er das Bild vor langer Zeit von einer Tante geschenkt bekam, ist es möglich, daß es sich sogar um einen Verwandten aus seiner Familie oder deren Umfeld handelt, denn unser Landsmann aus Australien ist gebürtiger Tilsiter. Bleibt nachzuforschen: Wer von den Urgroßvätern oder anderen Ur-Verwandten war damals beim Landsturm? Eine Identifizierung der Person dürfte allerdings ausgeschlossen sein: Wer will selbst von uns altgedienten Semestern in dem Landsturmmann seinen Onkel Wilhelm erkennen können – bei *dem* Bart! Was ich aber aufzeigen wollte: So akribisch forschen unsere Leserinnen und Leser. Das ist eben die Ostpreußische Familie!

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 102. GEBURTSTAG
Bubritzki, Marta, geb. Dibus, aus Saiden, Kreis Treuburg, jetzt Oststraße 36, 01705 Freital, am 31. Mai

ZUM 97. GEBURTSTAG
Neumann, Kurt, aus Lötzen, jetzt Moltkestraße 17, 73312 Gieslingen, am 2. Juni

ZUM 94. GEBURTSTAG
Heinrich, Karl, aus Kelchendorf, Kreis Lyck, und Kreis Treuburg, jetzt Karlstraße 65 b, 79104 Freiburg, am 30. Mai
Koszinowski, Frieda, geb. Lehwald aus Markgrafsfelde, Kreis Treuburg, jetzt Ebersbacher Weg 30, 73614 Schorndorf, am 2. Juni
Töller, Emma, geb. Glaubitz, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Südstraße 124, 47918 Tönisvorst, am 2. Juni

ZUM 93. GEBURTSTAG
Nakath, Erwin G., aus Lyck, Memeler Weg 16, jetzt 6211 SE Division St. 149 Courtyard Plaza, Portland / Oregon 97206 – 1381 USA, am 1. Juni
Wachsmuth, Anna, geb. Dannenberg, aus Fuchshügel, Neuleppkau, Kreis Wehlau, jetzt Dorfstraße 11, 17179 Schlutow, am 4. Juni
Wichmann, Klara, geb. Zeranski, aus Grünlanden, Kreis Ortelsburg, jetzt 600S Pear Orchard Road, Ridgeland MS 39157, USA, am 2. Juni
Zander, Lene, geb. Rutkowski, aus Petzkau, Kreis Lyck, jetzt Flutgraben 15, 53227 Bonn, am 4. Juni

ZUM 92. GEBURTSTAG
Böning, Franz, aus Damerau, Kreis Rößel, jetzt Schlesienstraße 17, 41542 Dormagen, am 31. Mai
Bruweleit, Elfriede, geb. Bruweleit, aus Pelkeninken, Kreis Wehlau, jetzt Freiburger Straße 35, 69126 Heidelberg, am 4. Juni
Deggim, Gustav, aus Pillkoppen, Kreis Fischhausen, jetzt Fritz-Reuter-Straße 23, 24159 Kiel, am 4. Juni
Kahle, Ottilie, geb. Karkoska, aus Soldahnen, Kreis Johannisburg, jetzt Haus Ceug, Hauptstraße 180, 30826 Osterwald, am 27. Mai
Prostka, Adolf, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Ochsenkoppel 3, 24796 Bovenau, am 4. Juni
Rimkus, Max, aus Dünen, Kreis Elchniederung, jetzt Gerdtstraße 15, 27476 Cuxhaven, am 2. Juni
Sabitzki, Ella, geb. Blumhoff, aus Seinberg, Kreis Lyck, jetzt Alte Straße 42-46, 53424 Remagen, am 3. Juni
Schulz, Lisa, geb. Parzt, aus Ortelsburg, jetzt Feldschmiede 25 A, 22153 Hamburg, am 3. Juni
Warda, Lotte, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 138, jetzt Rittberg 8 A, bei Klammer, 51491 Overath, am 3. Juni

ZUM 91. GEBURTSTAG
Bökens, Gertrud, geb. Braun, aus Kleinerlenrode, Kreis Elchniederung, jetzt Urdenbacher Allee 37, 40593 Düsseldorf, am 2. Juni
Dapper, Gertrud, geb. Scheyda, aus Treuburg, Fritz-Tschirse-Straße, jetzt Buchnerweg 25 III, 22159 Hamburg, am 1. Juni
Dauskardt, Herta, geb. Höllger, aus Oswald, Kreis Elchniederung, jetzt Kuhlenweg 41, 18273 Güstrow, am 30. Mai
Kruppa, Martha, aus Lengau, Kreis Treuburg, jetzt Elsaßstraße 125, 52068 Aachen, am 30. Mai
Liedtke, Eva, geb. Tiedmann, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Blumenheckstraße 76, 75177 Pforzheim, am 31. Mai
Rogalla, Walter, aus Stosnau, Kreis Treuburg, jetzt Düsseldorfer Straße 8-10, APP D251, 40699 Erkrath, am 29. Mai
Willimczik, Elsa, geb. Faust, aus Ortelsburg, jetzt Ludwigstraße 16, 97421 Schweinfurt, am 4. Juni

ZUM 90. GEBURTSTAG
Birkner, Edith, geb. Lorenz, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Van-Belden-Straße 12, 48683 Ahaus, am 2. Juni
Grunenberg, Paul, aus Braunsberg, Seeligerstraße 70, jetzt W.-A.-Mozart-Straße 16, 70806 Kornwestheim, am 28. Mai
Hadamczyk, Charlotte, geb. Flakschin, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Schwalbenweg 5, 77731 Willstätt, am 30. Mai
Hoffmann, Hans, aus Wehlau, Große Vorstadt, jetzt Wulfsener Straße 8, 21442 Toppenstedt, am 4. Juni
Lohreit, Maria, geb. Lohreit, aus Stampelken, Kreis Wehlau, jetzt Bahnhofstraße 5 i, 22946 Trittau, am 30. Mai
Mischorr, Heinz, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Elsterweg 8, 75382 Althengstett, am 1. Juni
Pempeit, Herbert, aus Gr. Wersmeningken / Langenfelde, Kreis Schloßberg, jetzt Gartenstraße 23a, 58675 Hemer, am 9. Mai
Schrader, Heinz, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Griesbacher Straße 9, 94081 Fürstenzell, am 2. Juni
Zabinski, Helmut, aus Pilgramsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Straße der Freundschaft 2, 16348 Klosterfelde, am 30. Mai

ZUM 85. GEBURTSTAG
Adolph, Gerda, geb. Waschull, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Handschuhsheimer Landstraße 74, 69121 Heidelberg, am 2. Juni
Bohnhof, Karl, aus Lyck, Soldauer Weg 11, jetzt Am Südhang 4, 58300 Wetter, am 1. Juni
Closen, Elisabeth, geb. Kulinna, aus Allenbruch, Kreis Lötzen, jetzt Im Flürchen 6, 66839 Schmelz / Hüttersdorf, am 29. Mai
Didszun, Hildegard, geb. Herzog, aus Motzken, Kreis Goldap, jetzt Dwarsglupe, 26603 Aurich, am 30. Mai
Dienhardt, Erika, geb. Kopiszenski, aus Neuendorf, Kreis Lyck, Jetzt Liliensthalstraße 39, 40474 Düsseldorf, am 30. Mai
Exel, Emmy, geb. Ludorf, aus Neu-Keykuth, Kreis Ortelsburg, jetzt Virgilstraße 25, 81673 München, am 29. Mai
Geisler, Maria, geb. Sylla, aus Gorlau, Kreis Lyck und Lötzen, jetzt Gimborner Weg 16, 51061 Köln, am 2. Juni
Günther, Emmy, geb. Masuch, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Münsterstraße 14, 48291 Telgte, am 3. Juni
Janz, Artur, aus Klein Marienwalde, Kreis Elchniederung, jetzt RR 2, ROG OLO Darlingford MB, Canada, am 2. Juni
Kaminski, Elfriede, geb. Scherello, aus Heldenfelde, Kreis Lyck, jetzt Lilienweg 47, 52222 Stolberg, am 30. Mai
Kattelat, Rosemarie, geb. Paul, aus Wargienen, Kreis Wehlau, jetzt Rosa-Luxemburg-Straße 3, 06388 Baasdorf, am 30. Mai
Lang, Marlies, geb. Seliger, aus Lötzen, jetzt Kirchstraße 7, 88131 Lindau-Schachen, am 31. Mai
Marks, Helmut, aus Treuburg, Bergstraße 13, jetzt Elbestraße 1, 81677 München, am 30. Mai
May, Ursula, geb. Stoermer, aus Tapiau, Erich-Koch-Straße, Kreis Wehlau, jetzt Hebbelstraße 16, 40822 Mettmann, am 4. Juni
Mirbach, Ruth, geb. Ziehe, aus Tutschen, Kreis Ebenrode, jetzt Hugo-Gaudig-Straße 19, 26131 Oldenburg, am 31. Mai
Nützel, Ilse, geb. Matthee, aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt Wilhelminenstraße 8, 95444 Bayreuth, am 30 Mai
Patzer, Hedwig, geb. Schramma, aus Lenzendorf, Kreis Lyck, jetzt Moltkestraße 37, 32105 Bad Salzuflen, am 30. Mai
Pietsch, Gertrud, geb. Pietsch, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Kirchenhang 19, 21073 Hamburg, am 2. Juni
Quilitzsch, Ruth, geb. Wagner, aus Klaussen, Kreis Lyck, jetzt Sohler Weg 16, 56564 Neuwied, am 1. Juni
Raatz, Berta, geb. Schwank, aus Damerau, Kreis Rößel, jetzt Windvogt 16, 41564 Kaarst, am 30. Mai
Schalk, Anneliese, geb. Kuchenbecker, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Schubertweg 3, 52249 Eschweiler, am 2. Juni
Schart, Horst, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 50, jetzt Mandelsloher-Straße 31, 31535 Neustadt, am 31. Mai
Schüttke, Alfred, aus Richau, Kreis Wehlau, und Wartenhöfen, Kreis Elchniederung, jetzt Auf dem Feuerrohr 5, 30900 Wedemark, am 3. Juni
Smollich, Erna, geb. Puzicha, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Wisener Straße 81, 19322 Wittenberge, am 29. Mai
Stehr, Ursula, geb. Kurschat, aus Gerhardsweide, Kreis Elchniederung, jetzt Gerbersgipfel 2, 63584 Gründau, am 3. Juni

ZUM 80. GEBURTSTAG
Behrendt, Hans, aus Klein Nuhr, Neuwaldau I, Kreis Wehlau, jetzt Cranachstraße 18, 56566 Neuwied, am 29. Mai
Braczko, Ilse, aus Schelasken, Kreis Lyck, jetzt Delle 27 a, 42699 Solingen, am 1. Juni
Byszio, Waldemar, aus Angerburg, jetzt Suhrnkrog 7, 23701 Eutin, am 30. Mai
Dauner, Ilse, geb. Damerau, aus Tapiau, Großhöfer Weg, Kreis Wehlau, jetzt Oggenhauser Straße 71, 89537 Giengen, am 3. Juni
Dennig, Lieselotte, geb. Synowzik, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Schieferkamp 12, 30455 Hannover, am 3. Juni
Doktorowski, Gertrud, geb. Gayko, aus Langenhöh, Kreis Lyck, jetzt Am Sportplatz 5, 21218 Seevetal, am 3. Juni
Eckert, Karl-Heinz, aus Starkenicken, Kreis Insterburg, jetzt Steenkoppel 9, 24539 Neumünster, am 30. Mai
Erwin, Elly, geb. Bolk, aus Neuendorf, Kreis Treuburg, jetzt Zeisigstraße 9 c, 33609 Bielefeld, am 2. Juni
Horn, Elisabeth, geb. Moreyko, aus Lengau, Kreis Treuburg, jetzt Allerseelenstraße 13, 51105 Köln, am 31. Mai
Jäschke, Martin, aus Cranz, jetzt Anne-Frank-Straße 8, 47608 Geldern, am 3. Juni
Jaritz, Elisabeth, geb. Böhm, aus Reinlacken, Pesseln, Kreis Wehlau, jetzt Karlstraße 28, 37355 Rüdigershagen, am 4. Juni
Maczeyzik, Werner, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Moltkestraße 73, 59077 Hamm, am 2. Juni
Norkus, Alfred, aus Ginkelsmittel, Kreis Elchniederung, jetzt Heschredder 35, 22335 Hamburg, am 29. Mai
Nowitzki, Otto, aus Friedrichsheide, Kreis Treuburg, jetzt Beuthener Straße 1, 48529 Nordhorn, am 29. Mai
Petzinna, Marianne, aus Lyck, jetzt König-Heinrich-Weg 111 b, 22459 Hamburg, am 3. Juni
Pohl, Edith, geb. Przyburowski, aus Lompönen, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Jenfelder Allee 76, 22045 Hamburg, am 22. Mai
Przygodda, Willi, aus Seenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Hügelstraße 40, 49086 Osnabrück, am 29. Mai
Pucknat, Waldemar, aus Wartenhöfen, Kreis Elchniederung, jetzt Auf dem Wittenberge 24, 27211 Bassum, am 1. Juni
Schmidtke, Herbert, aus Schwalgenort, Kreis Treuburg, jetzt Stargarder Straße 8, 23689 Pansdorf, am 1. Juni
Schulz, Kurt, aus Wehlau, Memeler Straße, jetzt Dörfleser Anger 30, 96317 Kronach, am 31. Mai
Stenzel, Ingrid, geb. Redwanz, aus Treuburg, Billstein, jetzt Riedstraße 33, 65439 Flörsheim, am 29. Mai
Unruh, Lisbeth, geb. Falke, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Brucknerstraße 31 B, 22083 Hamburg, am 1. Juni
Vetter, Irene, geb. Toll, aus Pillkoppen, Kurische Nehrung, Kreis Fischhausen, jetzt Neugasse 44, 64372 Ober-Ramstadt, am 4. Juni
Weingart, Ruth, geb. Becker, aus Treuburg, jetzt An der Walmei 43, 34431 Marsberg, am 3. Juni
Willutzki, Ernst August, aus Lyck, Morgenstraße 33, jetzt Weisenauer Gasse 21, 65474 Bischofsheim, am 31. Mai
Wisniewski, Erna, geb. Czichowski, aus Wappendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Hölterstraße 5, 45549 Sprockhövel, am 2. Juni

ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT
Achenbach, Kurt, und Frau Edith, geb. Armonat, aus Pillkallen, Kreis Schloßberg, und Gr. Wersmeningken / Langenfeld, Kreis Schloßberg, jetzt Bayreuther Straße 33, 95213 Münchberg, am 20. April

»Waidmanns Dank«

Gedenkveranstaltung aus Anlaß des 100. Geburtstages von Hans-Ludwig Loeffke

Von MANUEL RUOFF

Festlich und stimmig war der Saal der Handwerkskammer Lüneburg-Stade geschmückt, in dem am Nachmittag des 6. Mai die Gedenkveranstaltung aus Anlaß des 100. Geburtstages Hans-Ludwig Loeffkes und des 40jährigen Bestehens der Freunde des maßgeblich auf ihn zurückgehenden Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums stattfand. Ein Elchkopf, ein Geweih und Tannenzweige sowie die Farben Ostpreußens machten deutlich, daß es hier darum ging, eines ostpreußischen Waidmanns zu gedenken. Eine Staffelei mit seinem von Tannengrün umrankten Bildnis bildete das Zentrum des Saalschmucks.

Für die musikalische Umrahmung sorgten die Böhmholzer Jagdhornbläser. Den Simonsfelder Jägermarsch gaben sie ebenso zum besten wie „Ein Jäger aus Kurpfalz“, das Lieblingsstück Hans-Ludwig Loeffkes. Zur Erinnerung und zum Dank gab es aus der Hand seiner Witwe Dr. Barbara Loeffke für jeden der Musiker ein Hutabzeichen mit dem ostpreußischen Elch, wofür sich die Beschenkten mit dem Signal „Auf Wiedersehen“ bedankten.

Nach der Begrüßung durch den Ehrenvorsitzenden der Freunde des Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums Dr. Klaus Hesselbarth würdigte Dr. Karsten Uffhausen Loeffkes Leben und Wirken für Ostpreußen im allgemeinen und für das Ostpreußische Jagdmuseum im besonderen. Uffhausen ist Stellvertretender Vorsitzender des Förderkreises Ostpreußisches Jagdmuseum – Hans-Ludwig Loeffke Gedächtnisvereinigung e. V., der zusammen mit den Freunden des Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums zu dieser Veranstaltung eingeladen hatte. Loeffkes Bedeutung dürfte so bekannt wie unbestritten sein, und so bestand in diesem Falle der besondere Reiz des Vortrages darin, daß hier einer sprach, der zu den Corpsbrüdern Loeffkes gehörte, die 1974 zusammen mit Forstleuten die Totenwache gehalten haben, als die Freunde von ihm Abschied nahmen. Uffhausen ließ es sich nicht nehmen, zu Ende seiner Ausführungen in die aktuelle Diskussion um das ins Gerede gekommene Ostpreußische Landes- und Jagdmuseum e. V. dezent, aber eindeutig einzugreifen. Seine unmißverständliche Kritik lautete, daß wer Loeffkes von „tiefgründiger Heimatliebe und seinem Glauben an die Gerechtigkeit“ erfüllten „Geist dort wiederfinden möchte, so leicht nicht fündig wird“.

Das Kernstück der Veranstaltung stellte ein Festvortrag Ehrhardt Bödeckers dar. Es ist immer wieder ein Erlebnis zu verfolgen, wie dieser aus dem nüchternen Bankgewerbe stammende Inhaber und Gestalter des Brandenburg-Preußen-Museums in seinen Vorträgen Fakten, die den gängigen antipreußischen Klischees widersprechen, in einer Anzahl und Kompaktheit aneinanderreiht, wie man sie anderswo kaum antrifft. Gewürzt wurden diese Fakten – wie bei Bödecker üblich – durch Vergleiche mit der damaligen Situation in den sogenannten großen Demokratien des Westens und der heutigen Situation in der Bundesrepublik, wobei diese Vergleiche die Unangemessenheit der nichtsdestoweniger weit verbreitete westlichen und bundesrepublikanischen Selbstgefälligkeit und Arroganz beispielhaft aufzeigten. Wer dieser gegen den Strich gebürsteten Form der Geschichtsaufbereitung und -präsentation etwas abzugewinnen vermag, kam am 6. Mai auf seine Kosten. Diesmal hatte sich Bödecker die „kulturellen und humanen“ Erfolge Preußens der letzten drei Jahrhunderte zum Thema genommen.


Loeffkes Arbeit wirkt bis in die Gegenwart fort. Ihm zu ehren waren viele seiner Bewunderer erschienen. Fotos (2): privat

Nachdem vor Ehrhardt Bödeckers Festvortrag Dr. Uffhausen Hans-Ludwig Loeffke vorgestellt und gewürdigt hatte, referierte nun der Vorsitzende des Trägervereins des Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums Hubertus Hilgendorf sichtlich und hörbar engagiert, um nicht zu sagen aufgewühlt, über Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Museums. Sein Lagebericht war ambivalent. Bitter und deprimierend waren seine Ausführungen darüber, daß von der Politik nennenswerte Unterstützung ausbleibt. Der einzige Unterschied zwischen den Politikern scheint darin zu bestehen, daß die einen sich zu ihrer feindseligen oder indifferenten Haltung mit entsprechenden Äußerungen bekennen, während die anderen zwar schöne Worte machen, entsprechende Taten aber vermissen lassen. Vielversprechend an Hilgendorffs Lageanalyse klang hingegen, was die Ostpreußen – derart von der Politik alleingelassen – notgedrungen aus eigener Kraft auf die Beine zu stellen und zu schaffen vermögen. So mündeten Hilgendorfs Ausführungen denn auch in einem mehr oder weniger unverblümten Spendenaufruf, dem einige stande pedes Folge leisteten.

Das letzte Wort gebührte der Witwe Hans-Ludwig Loeffkes, Dr. Barbara Loeffke. Sie hielt Rückschau auf Leben und Werk ihres Ehemannes und auf das Jahr 1958, die Eröffnung des Ostpreußischen Jagdmuseums – Wild, Wald und Pferde Ostpreußens. Wenn damals auch das politische Klima in der Bundesrepublik Deutschland freundlicher war, so wußte doch auch sie von „unzähligen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten und noch zu überwinden sind“, zu berichten. Unverblümt sprach sie von einer „isolierten Stellung“ und von einer keineswegs stattgefundenen Integration. Ähnlich ihrem Vorredner redete jedoch auch sie deshalb nicht etwa der Resignation das Wort. Vielmehr beendete sie ihr nur noch vom gemeinsamen Gesang des Ostpreußenliedes gefolgtes Schlußwort mit einem kämpferischen Zitat aus der letzten Rede ihres Mannes: „Wir verharren nicht in einer sterilen Trotzhaltung. Wir wissen, daß wir in einem freien geeinten Europa auch die berechtigten Interessen unserer östlichen Nachbarn zu respektieren haben. Es ist uns jedoch zur Pflicht gemacht, politisches Stehvermögen aufzubringen.“


Dr. Barbara Loeffke setzt die Arbeit ihres Mannes fort.

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@lm-ostpreussen.de

Regionalverband Süd – Auf Anregung des Regionalverbandes-Süd führt die Allgemeinbildende Schule Guttstadt (Kreis Heilsberg) in diesem Jahr eine Klassenfahrt in die Lüneburger Heide durch. Die Gruppe von 45 Schülern und fünf Lehrern / Begleitern trifft am Freitag, 16. Juni, 18 Uhr, in Wathlingen / Landkreis Celle ein. Der offizielle Empfang durch den Bürgermeister und stellvertretenden Landrat des Kreises Celle, Thorsten Harms, findet ab 18 Uhr im Santelmann's Hof statt. Nach dem Abendessen, findet ab 19.30 Uhr ein deutschsprachiges Programm der Schüler statt. Ab 20.30 Uhr besteht die Möglichkeit, sich mit den jungen Gästen zu Unterhalten. Der Eintritt ist frei. Das Theater- und Singprogramm wird am Sonnabend, 17. Juni, 18 Uhr, in der Aula der Schule Burg-Zentrum, Celle wiederholt. Auch bei dieser Veranstaltung ist der Eintritt frei.



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Tel.: und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel.: und Fax (07 11) 6 33 69 80

Schwenningen a. N. – Donnerstag, 1. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Senioren im Restaurant Thessaloniki. Es wird ein Bericht über die Landesgartenschau in Heidenheim gehalten. – Sonnabend, 10. Juni, 10 Uhr, Treffen der Senioren auf der Messe „Süd-West". Treffpunkt ist vor dem Messetor.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 10. Juni, 14.30 Uhr, heimatlicher Schabbernachmittag in den Ulmer Stuben.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Amberg – Dienstag, 6. Juni, 14.30 Uhr, Treffen im Altstadthotel, Batteriegasse.

Bad Reichenhall – Die Gruppe aus München war zu Gast. Nach einer Stadtführung mit Hiltrud Hemme traf man sich zum gemeinsamen Heimatnachmittag. Max Richard Hoffmann begrüßte die Gäste. Da der Bezirksvorsitzende Hansjürgen Kudczinski aufgrund einer Erkrankung nicht dabei sein konnte, vertraten ihn Edith Gleisl und Astrid v. Menges, die auch später über die Kulturwartetagung in Coburg berichteten. Jutta Karl schmückte die Tische mit eigenen Maiglöckchen. Hoffmann gab dann einen Überblick über die Gruppe. Schon Weihnachten 1946 wurde die hiesige Gruppe gegründet. 1998 übernahm Hoffmann von Erna Pranz den Vorsitz. Anschließend folgte der übliche Ablauf eines Heimatnachmittags. Dann gab er unter anderem bekannt, daß eine Ausstellung über 750 Jahre Königsberg in Berchtesgaden zu sehen sein wird. Im Schloß Ellingen gibt es im Juli eine Trakehner-Wochenende mit Reitveranstaltung. In Seeboden (Österreich) findet zum 22. Mal ein Ferientreffen der Ost- und Westpreußen sowie Pommern statt. Nach diesen Ausführungen saßen die Landsleute noch plaudernd beisammen und tauschten Erfahrungen aus. Eine Gegenbesuch in München ist für das kommende Jahr vorgesehen. Ein harmonischer Nachmittag unter Freunden und Gleichgesinnten ging zu Ende und die Münchner traten zufrieden ihre Heimreise mit einem Bärenfang an.

Freiburg – Sonnabend, 27. Mai, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Deutschen Kaiser", Günterstalstraße 38. Dr. W. Kollbau zeigt den Film „Ostpreußen, wie es einmal war".

Kitzingen – Freitag, 9. Juni, 14.30 Uhr, gemütlicher Kaffeenachmittag im „Deutschen Kaiser", Kitzingen.

Landshut – Dienstag, 6. Juni, mit Privatautos zum Spargelessen nach Abensberg.

Weiden – Sonntag, 11. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im „Heimgarten". – Zur Muttertagsfeier begrüßte der 1. Vorsitzende Hans Poweleit Landsleute und Gäste. Die Kulturwartin Renate Poweleit gratulierte der Kassiererin Ingrid Uschald zum Geburtstag. Anschließend machte der 2. Vorsitzende Norbert Uschald darauf aufmerksam, daß in diesem Jahr bei der Messe im September in Weiden der BdV mit einem eigenen Messestand vertreten sein wird. Danach spielten Anita und Norbert Uschald bekannte Volkslieder. Wortbeiträge zum Muttertag brachten Renate Poweleit, Anita Bauer und Norbert Uschald zu Gehör. Paul Wendt berichtete von seiner Reise in seine wetspreußische Heimat, die er mit dem Pkw zusammen mit seiner Familie unternahm. Bekannte Städte wie Danzig, Marienburg, Marienwerder und auch die ostpreußischen Städte Frauenburg oder Allenstein wurden dabei besichtigt. Zum Abschluß bekamen alle Mütter, aber auch die Väter, ein flüssiges Geschenk überreicht.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Tel.: (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Tel.: (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

Johannisburg – Mittwoch, 7. Juni, 14.30 Uhr, Ratsstuben JFK, Am Rathaus 9, Berlin-Schöneberg. Anfragen: Christel Koslowski, Telefon 8 61 38 87.

Rastenburg – Sonntag, 11. Juni, 15 Uhr, Stammhaus, Rohrdamm 24 B, 13629 Berlin. Anfragen: Herbert Brosch, Telefon 8 01 44 18.



BRANDENBURG

Landesvorsitzender: Horst Haut, Oranienburger Chaussee 7, 16515 Schmachtenhagen, Tel.: und Fax (0 33 01) 80 35 27. Ehrenvorsitzender: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 12163 Berlin, Tel.: (0 30) 8 21 20 96, Fax (0 30) 8 21 20 99

Landesgruppe – Mittwoch, 7. Juni, 15 Uhr, Treffen des Geschäftsführenden Vorstandes im Café Rendezvous, Bernauerstraße 92. Thema: Vorbereitung der Delegiertenversammlung (26. Juni), Einarbeitung des gesamten Terminplanes 2006.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Tel.: (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 24. Juni, 14 Uhr, Sommerfest im Hamburg-Haus, Doormannsweg 12 (U-Bahnstation Emilienstraße). Gemeinsames Kaffeetrinken und musikalische Unterhaltung unter der Mitwirkung der Folkloregruppe „Wandersleben" aus Thüringen. Das Kaffeegedeck kostet 5 Euro. Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen.

HEIMATKREISGRUPPEN

Insterburg – Freitag, 2. Juni, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der „Postkutsche", Horner Landstraße 208. Gemütliches Beisammensein und Schabbern.

Sensburg – Sonntag, 11. Juni, 15 Uhr, Treffen im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 6. Juni, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Hamburg-Bergedorf – Freitag, 26. Mai, 15 Uhr, Muttertagsfeier im Haus des Begleiters, Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Gäste sind willkommen.

Harburg-Wilhelmsburg – Montag, 29. Mai, 15 Uhr, Treffen im Gasthaus „Waldquelle", Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Auf dem Programm: „Pfingstbrauchtum im Allgemeinen und in Ost- und Westpreußen im Besonderen".



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Die Vorsitzenden Gerhard Schröder und Dieter Leitner begrüßten die Gäste. Leitner würdigte den verstorbenen Ehrenvorsitzenden Horst Jantzon, der 25 Jahre den Verein leitete und kurz vor seinem 83. Geburtstag verstorben war. Die Anwesenden erhoben sich zu einer Schweigeminute. Anschließend rezitierte der 2. Vorsitzende Erwin Balduhn das Gedicht „Frühling am Haff". Schröder berichtete vom Besuch des „Hauses der Geschichte" in Bonn, in dem zur Zeit eine Ausstellung über Flucht und Vertreibung zu sehen ist. Er war enttäuscht darüber, daß die Vertreibung der Ostpreußen nur marginal behandelt und nicht in den Vordergrund gestellt wird. Er erinnerte auch an den 125. Geburtstag von William v. Simpson, der auf Georgenburg in Nettienen (Kreis Insterburg) geboren wurde und den Familienroman „Die Barrings" und die Fortsetzung „Der Enkel" schrieb. Schröder gab auch bekannt, daß durch die geringen Anmeldungen die Fahrt zum Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg leider nicht stattfindet. Er begrüßte sodann den Maler und Bildhauer Reinhard Grütz, der vor 21 Jahren auch das Vertriebenendenkmal in Darmstadt schuf. Dieser berichtete in seinem interessanten Vortrag über seine Erlebnisse als Stasi-Gefangener in der DDR. Mit seiner späteren Frau hatte er vergebens versucht über die Grenze von Ungarn nach Österreich zu fliehen. In seiner Haftzeit war Grütz repressiver Gewalt nicht nur psychischer, sondern auch physischer Art ausgesetzt, mit Schlägen und anderen Torturen. Freundschaften von Mitgefangenen ermöglichten das Überleben ohne zu verzweifeln. Am Heiligen Abend 1981 wurde ihm die Ausreise nur mit Handgepäck gestattet. Die Zuhörer waren sehr betroffen und spendeten viel Beifall. Eine lange Diskussion mit zahllosen Fragen schloß sich an.

Dillenburg – Mittwoch, 31. Mai, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Café Eckstein, Königsberger Straße. Nach dem Kaffeetrinken wird Waltraud Kranick über den ostpreußischen Schriftsteller Siegfried Lenz sprechen.

Kassel – Dienstag, 6. Juni, 15 Uhr, Treffen im Restaurant Alt Süsterfeld, Eifelweg. Dorothea Deyß referiert über „Der Wald in Lied und Wort". Im Juli ist Sommerpause.

Wetzlar – Montag, 12. Juni, 18 Uhr, Treffen in den „Grillstuben", Stoppelberger Hohl 128. Heinz Schmidt spricht über „Wölfe in Preußen – Einwanderer ohne Paß". – Jeden Monat trifft sich bei Friederike Preuß ein Handarbeitskreis der ostpreußische Sticktechniken vermittelt. Informationen unter Telefon (0 64 41) 5 62 97. – Bei der letzten Zusammenkunft erinnerte die Kulturbeauftragte Karla Weyland an Lilli Palmer, deren 20. Todestag sich jährte. Zum bevorstehenden Muttertag laß sie Gedichte und der Vorsitzende Kuno Kutz hielt einen Vortrag über die in Königsberg geborene Künstlerin Käthe Kollwitz. In jungen Jahren durch ihre Eltern gefördert,t ließen diese ihr im Alter von 14 Jahren Malunterricht erteilen. Nach der Ausbildung in Berlin seien jedoch Graphik, Lithographie und später der Holzschnitt ihr Metier gewesen. Ihr Hang zu sozialkritischen Darstellungen habe, so Kutz, von ihren Beobachtungen der harten Arbeitswelt des Königsberger Hafens hergerührt. Nach ihrer Hochzeit mit dem Arzt Karl Kollwitz sei sie in Berlin mit dem Elend der Arbeiter unmittelbar konfrontiert worden. Ihr Ehemann hatte als „Kassenarzt" seine Patienten in den dortigen Mietskasernen. Ihr „Weberzyklus", mit dem Käthe Kollwitz das Elend ihrer Zeit dokumetierte, wurde vom Kaiser Wilhelm II als „Rinnsteinkunst" diffamiert und von einer vorgesehenen Preisverleihung, anläßlich der Berliner Kunstausstellung im Jahre 1898, ausgeschlossen worden. In der Zeit des Nationalsozialismus hatte sie sogar Ausstellungsverbot.



MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Spornitz – Der Einladung zum bereits 27. Heimattreffen des früheren Regierungsbezirkes Gumbinnen in das Spornitzer Landhotel folgten 142 Teilnehmer. Es waren Vertriebene aus Ostpreußen und darüber hinaus auch Vertriebene aus Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien und dem Sudetenland sowie deren Angehörige. Die ältesten Teilnehmer waren 94 Jahre und die jüngsten sechs Jahre alt. Man sah man viele neue Gesichter. Ein freundlich hergerichteter Festsaal nahm die so zahlreich erschienen Landsleute auf. Ständig nachkommende Teilnehmer ließen den Saal förmlich aus den Nähten platzten. Zusätzlich beschaffte Stühle lösten das Problem. Alle fanden Platz. Dr. Hahn begrüßte die Anwesenden und geladenen Ehrengäste wie den Lm. Pastor Kuessner, Lm. Hellriegel, Karlfritz Hoff, Friedel Ehlert und übermittelte Grüße Verhinderter und gedachte der Verstorbenen des Jahres 2005 und 2006. Er gab den Tagesablauf bekannt und wies auf das für jedermann auf dem Büchertisch ausgelegte Informationsmaterial über Ostpreußen hin. Anschließend verteilte er die aktuelle Ausgabe des Gumbinners (nicht von der Kreisgemeinschaft). Dann spielte Lm. Hellriegel das Ostpreußenlied, die dritte Strophe des Deutschlandliedes sowie das Lied „Geh' aus mein Herz..." auf seiner Geige, wozu alle Teilnehmer sangesfreudig einstimmten. Pastor Kuessner hielt eine Andacht, in der er die Erinnerung an seine ostpreußische Heimat mit Textstellen der Heiligen Schrift verband. Er sang dazu ostpreußische Kirchen- lieder. Im Anschluß sangen alle Teilnehmer „Nun will der Lenz uns Grüssen..." unter der musikalischen Begleitung von Herrn Hellriegel. Die am Vormittag den Teilnehmern zur Verfügung stehende Zeit war sowohl mit im ostpreußischen Platt als auch in Hochdeutsch vorgetragenen Erzählungen und Versen humorvollen und ernsten Inhalts über das damalige Ostpreußen ausgefüllt. Abwechselnd wurden Frühlings- und Heimatlieder gesungen. Einige Landsleute sahen sich alte Fotos aus der Heimat an und erinnerten sich gern an die dort verbrachte Jugendzeit. Die Zeit verging viel zu schnell. Die Veranstaltung klang nachmittags im Gedenken an den Zusammenbruch Deutschlands und der damit verbundenen Flucht aus der Heimat vor 60 Jahren mit dem Film „Ostpreußen im Todeskampf '45" aus. Der Film erinnerte an die damals durch die Rote Armee an der unschuldigen zivilen deutschen Bevölkerung begangenen Verbrechen. An diesen Film schloß sich eine rege Diskussion an. Das allgemeine Interesse an der Veranstaltung war groß und zeigt, daß das Verbundenheitsgefühl mit der Heimat ungebrochen ist.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Ladesgruppe – Auf Anregung des Regionalverbandes-Süd führt die Allgemeinbildende Schule Guttstadt (Kreis Heilsberg) in diesem Jahr eine Klassenfahrt in die Lüneburger Heide durch. Die Gruppe von 45 Schülern und fünf Lehrern / Begleitern trifft am Freitag, 16. Juni, 18 Uhr, in Wathlingen / Landkreis Celle ein. Der offizielle Empfang durch den Bürgermeister und stellvertretenden Landrat des Kreises Celle, Thorsten

Landsmannschaftl. Arbeit Fortsetzung auf Seite 17

Packender Theaterabend

Dittchenbühne zeigt der „Strom" des Dramatikers Max Halbe

Von ILSE RUDAT

Das kleine Elmshorner Theater „Dittchenbühne", das einzige ostpreußische Amateurtheater, war bei der Premiere bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch der Kreispräsident Burkhard E. Tiemann und der Bürgervorsteher der Stadt Elmshorn gehörten zu den Gästen. Der Chef des Hauses, Raimar Neufeldt, freute sich über das volle Haus und über die wohlwollenden Grußworte des Kreispräsidenten, in denen es hieß, daß der Kreis Pinneberg voll hinter der Arbeit der Dittchenbühne stehe und daß man sehr stolz auf die fruchtbare Kulturarbeit in diesem Haus wäre, die es seit 1982 gäbe.

Das Stück „Der Strom" wurde vor 24 Jahren schon einmal in der Dittchenbühne gespielt. Von seinem auch heute brandaktuellen Thema bezüglich des Hochwassers, in Szene gesetzt von der jungen sehr talentierten Regisseurin Vilija Neufeldt und einem vortrefflichen Mitspieler-Ensemble, waren die Zuschauer gepackt und fasziniert. Außer den Problemen durch das Wasser mit schrecklichen Deichbrüchen kam auch noch die menschliche Tragödie der drei Brüder auf dem Gut im Weichseldelta, die alle die gleiche Frau lieben, hinzu. Der Inhalt des Dramas enthält noch eine furchtbare Testamentsunterschlagung mit tödlichen Folgen. Das war wirkliches Theater, das unter die Haut ging, und Langzeitwirkung erzeugte. Eine hohe Anerkennung für den klassischen Dramatiker Max Halbe.

Die nächsten Aufführungen finden am 17. September um 16 Uhr, am 6. Oktober um 20 Uhr und am 8. Oktober um 16 Uhr statt. Vorverkaufskarten sind erhältlich bei der Dittchenbühne, Hermann-Sudermann-Allee 50, 25335 Elmshorn, Telefon (0 41 21) 8 97 10.



Das Ensemble der Dittchenbühne überzeugte durch seine darstellerische Kraft. Foto: Rudat

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

Harms, findet ab 18 Uhr im Santelmann's Hof statt. Nach dem Abendessen, findet ab 19.30 Uhr ein deutschsprachiges Programm der Schüler statt. Ab 20.30 Uhr besteht die Möglichkeit, sich mit den jungen Gästen zu Unterhalten. Der Eintritt ist frei. Das Theater- und Singprogramm wird am Sonnabend, 17. Juni, 18 Uhr, in der Aula der Schule Burg-Zentrum, Celle wiederholt. Auch bei dieser Veranstaltung ist der Eintritt frei.

Buxtehude – Sonnabend, 10. Juni, 15 Uhr, Treffen in der Begegnungsstätte „Hohe Luft", Stader Straße. Kaffee und Kuchen mit Singen, Schabbern und Dias von der Winterreise nach Masuren. Um Kuchenspenden wird gebeten, Anmeldungen bitte bis zum 7. Juni bei Familie Wander, Telefon (0 41 61) 8 79 18.

Oldenburg – Mittwoch, 14. Juni, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Stadthotel Eversten. Schwester Ingeborg hält einen Vortrag mit einem kurzen Film über das Diakonissenhaus in Vandsburg, Westpreußen, das seine Wurzel in Borken, Ostpreußen hatte. Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. – Bei dem Halbtagesausflug nach Twistringen, Kreis Diepholz ins „Museum der Strohverarbeitung" wurde den Teilnehmern die früher handwerklich weit entwickelte Technik der industriellen Nutzung hauptsächlich des Roggenstrohs vorführen lassen. Die Herstellung eines Strohhutes aus geflochtenen Strohbändern zeigte eine Näherin eindrucksvoll innerhalb von zehn Minuten. Verpakkungshülsen aus Stroh für den Flaschenversand und natürlich der Strohhalm waren die weiteren Produkte der Strohverarbeitung. Der Kunststoff machte dem Stroh den Garaus, weshalb es heute industriell fast nur noch als Material für ökologisches Bauen Verwendung findet. Nach einer Einweisung in die Materie war die Führung durch das Museum für viele der Teilnehmer ein Spaziergang durch eigene frühere Gebrauchsgewohnheiten, da den Älteren Stroh noch vielfach als Gegenstand des Alltages in Erinnerung ist. Sehr bequem konnten man Kaffee und Kuchen im Museum genießen und im museumseigenen Verkaufraum auch viele Produkte aus Stroh zu moderaten Preisen kaufen.

Quakenbrück – Die Vorsitzende Lieselotte Ulmer begrüßte alle Teilnehmer. Insbesondere den Referenten des Nachmittags, Pastor Beckmann. Herzliche Grüße und Genesungswünsche gingen an den Schriftführer, Ewald Frost, der an der Sitzung elider nicht teilnehmen konnte. Es folgte die Totenehrung. Nach dem Kassenbericht und dem Bericht der Kassenprüfer, wurde dem Vorstand Entlastung erteilt. Anschließend hielt die Leiterin der Frauengruppe, Hanna Rasokat, einen Rückblick über die Zusammenkünfte und Aktivitäten der Frauengruppe. Diese erfreut sich großer BEliebtheit und wird auch von den Nichtostpreußen gerne besucht. Meta Balscheid trug anschließend ein Frühlingsgedicht von Agnes Miegel vor mit dem die Kaffeetafel eröffnet wurde. Danach sprach Pastor Beckmann zu dem Thema „Flüchtlinge in Quakenbrück". Er berichtete über Flüchtlingsschcksale, die er, anhand von Interviews mit den Betroffenenen, aufgenommen hatte. Die Zuhörer wurden mit hinein genommen in Zeit nach dem Krieg und sie erinnerten sich auch an ihr Schicksal. Mit viel Beifalle und einem Buchgeschenk wurde dem Referenten gedankt. Es folgten die Ehrungen von vier Mitgliedern, die vor 25 Jahren in die LO eintraten. Sie wurden alle mit der Silbernen Anstecknadel und Urkunde ausgezeichnet.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielfeld – Donnerstag, 1. Juni, 15 Uhr, Gesprächskreis der Königsberger und Freunde der ostpreußischen Hauptstadt, Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Donnerstag, 8. Juni, 15 Uhr, Ostpreußisch Platt, Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Düsseldorf – Mittwoch, 7. Juni, 15 Uhr, Ostdeutsche Stickerei im Zwischengeschoß, GHH. – Freitag, 9. Juni, 18 Uhr, Stammtisch im Restaurant Pils, Schlesische Straße 92. – Sonnabend, 10. Juni, 11 Uhr, „Tag der offenen Tür" im GHH.

Hagen – Sonnabend, 17. Juni, Busausflug zum Dümmersee geplant.

Iserlohn – Sonnabend, 10. Juni, und Sonntag, 11. Juni, findet das diesjährige „Cityfest" statt. die Gruppe wird mit einem Informationsstand vertreten sein. An beiden Tagen wird auch das Ostdeutsche Heimatmuseum jeweils von 11 bis 17 Uhr, geöffnet sein.

Köln – Dienstag, 6. Juni, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Kolpinghaus International, Helenen / St. Apernstraße 32. Es steht ein gemeinsamer Sing-Plachander-Nachmittag mit eigenem Programm. Im Anschluß, gegen 16 Uhr, findet die Jahreshauptversammlung statt.

Leverkusen – Zur diesjährige Jahreshauptversammlung, ohne Neuwahlen, waren 80 Mitglieder und Gäste erschienen. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden Sigisbert Nitsche wurde eine Schweigeminute für den verstorbenen Stellvertretenden Vorsitzenden Horst Mellenthin eingelegt. Der Vorsitzende hob die besonderen Verdienste des Verstorbenen für die Gruppe und dir große Lücke, die er hinterläßt, hervor. Nach dem Bericht des Vorsitzenden über die Statistik und die organisatorische Tätigkeit des Vorsitzenden und der Gruppe, wurden folgende Berichte vorgetragen: Kulturarbeit, Arbeit der Frauenarbeitsgemeinschaft, der ausführliche Finanzbericht und der Bericht der Kassenprüfer, welche danach den Antrag auf Entlastung der Schatzmeisterin Anna Pelka, stellten. Er wurde einstimmig angenommen. Im Namen des Vorsitzenden der Landesgruppe zeichnete Sigisbert Nitsche fünf sehr aktive Mitglieder für ihre herausragende Mitarbeit und

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Schlicht und einfach war dein Leben,
treu und fleißig deine Hand,
Friede ist dir nun gegeben,
ruhe sanft und habe Dank.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer lieben Tante

Else Gröger

geb. Schirmacher
∗ 29. 11. 1914 Königsberg (Pr) † 15. 5. 2006 Miehlen

In stiller Trauer
im Namen aller Angehörigen
Wolfgang und Veronika Galley

56357 Miehlen, Mittelstraße 25

Ihrem Wunsch entsprechend fand die Urnenbeisetzung in aller Stille statt.

Und die Meere rauschen
den Choral der Zeit,
Elche steh'n und lauschen
in die Ewigkeit.
(Aus dem Ostpreußenlied, Hannighofer)

Klaus Murza

∗ 3. 7. 1930 † 26. 4. 2006
Kalgendorf, Kreis Lyck

Im Namen von Familie, Angehörigen und Freunden
Dr. Stefan Murza
Karlfried Murza
Dagmar Hampel

44894 Bochum, Im Kerkdahl 1a

Herta Kessler

geb. Krauskopf
∗ 20. Juli 1913 aus Pr. Eylau † 12. Mai 2006

Ein erfülltes Leben ist zu Ende gegangen. Wir nehmen Abschied und gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit.

In stiller Trauer
Wolfgang und Anneliese Kessler, geb. Lange
Klaus Kessler und Kitty Colson
Claudia Kessler-Kathriner und Gisbert Kathriner
Kerstin Kessler und Dirk Voß
und Anverwandte

Traueranschrift: Fam. Wolfgang Kessler, 44581 Castrop-Rauxel, Insterburger Straße 30



Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.
Psalm 23/4

Hildegard Sperber

geb. Gramberg

geboren 16. Februar 1913 in Burgmühle Krs. Rößel/Ostpreußen
gestorben 2. Mai 2006 in Köln

Im Namen der Hinterbliebenen
Uta Sperber

Die Trauerfeier hat im engsten Familienkreis statttgefunden.

51109 Köln, Im Langen Bruch 3

Nun aber bleibt
Glaube, Hoffnung, Liebe,
diese drei;
aber die Liebe ist die größte
unter ihnen. *1. Kor. 13.13*

Wir nehmen Abschied von meinem geliebten Mann, unserem Vater, Großvater, Bruder, Schwager und Onkel

Dr. Joseph Reiner

∗ 6. 9. 1920 in Mehlauken/Ostpreußen † 12. 5. 2006 in Itzehoe

In Liebe und Dankbarkeit
Ursula Reiner, geb. Solty
Heidi Baumann, geb. Reiner und Wolf Waniger mit Ole Baumann
Michael Reiner und Gerlinde Steinmann-Reiner mit Hendrik
Malte Reiner und Elisabeth Baumann-Reiner mit Katinka und Jonathan
sowie alle Angehörigen

25524 Ihzehoe, Ochsenmarktskamp 41

Die Trauerfeier fand am Freitag, dem 19. Mai 2006, um 11.00 Uhr in der Kapelle Brunnenstraße statt..

Hedwig Stein

geb. Karkoska
∗ 2. 10. 1917 Soldahnen 14. 5. 2006 Northen

Ich hab' den Berg erklommen,
der Euch noch Mühe macht.
Drum weinet nicht, Ihr Lieben,
denn ich werd' zur Ruh' gebracht.

Voller Trauer und Dankbarkeit
ihre Kinder und alle Angehörigen

Traueranschrift:
Tochter Elke Preiß, Hannoversche Str. 4, 30989 Gehrden

Christus spricht: Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben. Jon 5, 24

Am Mittwoch, dem 3. Mai 2006, entschlief unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma

Anna Zilius

geb. Kühn - Urfelde

im Alter von 101 Jahren.

In Trauer und Dankbarkeit im Namen aller Angehörigen
Elfriede und Siegfried Schwotzer
Martin und Åsa Schwotzer mit Emilia und Anton
Matthias Schwotzer und Rosita Mecozzi

21224 Rosengarten-Klecken, Bahnhofstraße 56

Die Trauerfeier mit anschließender Beisetzung fand am Mittwoch, dem 10. Mai 2006, um 13.00 Uhr in der Thomaskirche Klecken statt.

Meine Kraft ist zu Ende,
nimm mich, Herr, in deine Hände.

Wir nehmen Abschied in Liebe und Dankbarkeit von

Ruth Matthée

geb. Schirwinsky
∗ 9. 10. 1921 in Tarputschen, Kr. Angerapp † 10. 5. 2006 in Radevormwald

Witwe von Kurt Matthée, die sich zusammen in Hückeswagen ein neues Zuhause geschaffen hatten.

In stiller Trauer
Fam. Friedhelm und Karin Neuser geb. Matthée

42477 Radevormwald, im Mai 2006
Funkenhausen 2

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



BARTENSTEIN

Kreisvertreter: Wolfgang Wever, Breslauer Str. 42, 35216 Biedenkopf, Tel.: (0 64 61) 21 08

Heimatkreistreffen am 27. / 28. Mai 2006 in Bartenstein (Württemberg) – In diesem Jahr wollen wir uns noch einmal in der kleinen Stadt treffen, die bereits 1952 die Patenschaft für Bartenstein übernommen hatte. Wir sind am Sonnabend gegen Mittag in der Mehrzweckhalle. Neben dem Angebot einer „Historischen Stadtführung" und der Kranzniederlegung am „Ostkreuz" wird ausreichend Zeit zum „Schabbern" bleiben. Am Sonntag wird im nahen Bad Mergentheim ein evangelischer Gottesdienst in der Schloßkirche und um 11 Uhr eine Führung „Deutscher Orden" angeboten. Ein gemeinsames Mittagessen im Hotel „Deutschmeister" wird die Begegnungen abschließend. Wir hoffen zahlreiche Heimatfreunde in Bartenstein begrüßen zu können. Nähere Informationen erteilen: Rose-Marie Nauber, Telefon (0 79 36) 5 52, Rosemarie Krieger, Telefon (0 79 31) 24 55 oder Christain v. der Groeben, Telefon (0 93 49) 92 92 52.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 27. Mai, 20.40 Uhr, Arte: Die großen Schlachten – Völkerschlacht bei Leipzig (1813).
Sonntag, 28. Mai, 9.20 Uhr, WDR5: Alte und Neue Heimat.
Sonntag, 28. Mai, 19.30 Uhr, ZDF: Sturm über dem Bosporus – Aufstieg und Fall des Osmanischen Reichs.
Mittwoch, 31. Mai, 20.40 Uhr, Arte: Die russische Revolution in Farbe.
Donnerstag, 1. Juni, 20.15 Uhr, 3sat: Die Mongolen – Im Reich des Dschingis Kahn (1/2).



BRAUNSBERG

Kreisvertreter: Manfred Ruhnau, Telefon (0 22 41) 31 13 95, Fax (0 22 41) 31 10 80, Bahnhofstraße 35 b, 53757 Sankt Augustin. Geschäftsstelle: Stadtverwaltung Münster, Patenstelle Braunsberg, 48127 Münster, Telefon (02 51) 4 92 60 51

Wallfahrt der Ermländer – Anfang Mai fand in Werl die alljährliche Wallfahrt der Ermländer statt. Nach der Wallfahrtsmesse und dem Rosenkranzgebet trafen sich die Braunsberger Wallfahrer zum heimatlichen Treffen in der Stadthalle Werl um mit den Landsleuten zu plaudern und Erinnerungen auszutauschen. Etliche Braunsberger kamen mit den Egelberg Bussen aus allen Richtungen. Die zahlreichen Landsleute aus Stadt und Kreis Braunsberg treffen sich regelmäßig im großen Saal der Stadthalle. Einige Heimatorte / Kirchspiele waren recht gut vertreten. Die Tischreihen, mit den heimatlichen Ortsschildern versehen, waren gut besucht, besonders Langwalde, Migehnen und Open. Aus dem Heimatkreis Braunsberg, mit dem Bus des Deutschen Vereins – Bezirk Allenstein, kamen auch einige Personen aus Braunsberg-Stadt. Im Eingangsbereich der Stadthalle informierte der Vorstand der Kreisgemeinschaft Braunsberg über heimatliches Schrifttum und die Heimatbriefe. Ein erfreuliches Zeichen war die Teilnahme vieler jüngerer Menschen und läßt für die Zukunft hoffen. Wir ermuntern hiermit die Braunsberger Landsleute am 23. und 24. September recht zahlreich am Heimatkreistreffen in unserer Patenstadt Münster teilzunehmen. Nähere Hinweise erfolgen noch in der Preußischen Allgemeinen ZEitung / Das Ostpreußenblatt" und im nächsten Heimatbrief.



FISCHHAUSEN

Kreisvertreter: Wolfgang Sopha, Geschäftsstelle: Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Tel.: (0 41 01) 2 20 37 (Di. und Mi., 9 bis 12 Uhr, Do. 14 bis 17 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg, E-Mail: Geschaeftsstelle@kreis-fischhausen.de

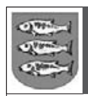
Ortstreffen – Liebe Bludauer Heimatfreunde. Natürlich sind damit auch jedes Mal unsere Forkener, Casperhöfener und Koppelbuder gemeint. Unser diesjähriges Ortstreffen findet nicht wie im Heimatbrief „unser schönes Samland" Folge 167 angekündigt am 27. und 28. Mai 2006 statt. Auf Wunsch einiger Teilnehmer Treffen wir uns erst am 10. und 11. Juni 2006. Der Veranstaltungsort hat sich nicht geändert. Das Treffen findet statt: Hotel / Gaststätte Kohlbrecher, Wersener Landstraße 2, Osnabrück, Telefon (05 11) 12 52 93. Ansprechpartner: Erika Wetzel, Am Schafkamp 3, 27711 Osterholz-Scharmbeck, Telefon (0 47 91) 5 72 90.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Geschäftsstelle: Annelies Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Tel. (02 03) 2 83-21 51

Königsberger Treffen in Duisburg und Neuwahl der Königsberger Stadtvertretung – Anläßlich der Neuwahlen für die Königsberger Stadtvertretung veranstaltet die Stadtgemeinschaft vom 22. bis 24. September 2006 in ihrer Patenstadt Duisburg ein Königsberger Treffen mit mehreren kulturellen Angeboten. Schon jetzt laden wir alle Königsberger und Ostpreußen hierzu recht herzlich ein. Eine Fahrt nach Duisburg wird sich lohnen. Hier die wichtigsten Programmteile: Freitag, 22. September, 17 Uhr, Museum Stadt Königsberg, Karmelplatz 5: Ausstellungseröffnung: „Die Kurische Nehrung" – Große Galerie mit Werken verschiedener Maler der Kurischen Nehrung, dazu: Gasthaus Hermann Blode, Geographie und Geschichte zur Kurischen Nehrung, Ereignisse und Persönlichkeiten. Sonnabend, 23. September, 10.30 Uhr, Gesamtschule Falkstraße, Nähe Hauptbahnhof: Im Versammlungsraum: Neuwahl zur Königsberger Stadtvertretung – Berichterstattung der verschiedenen Ressorts – Mittagessen – Wahl eines Wahlleiters – Verteilung einer Kandidatenzeitung und der Stimmzettel – Wahl. Kaffeetrinken. 16 Uhr: In der Aula: Vortrag: Rainer Lewandowski, Theaterdirektor des E.T.A. Hoffmann Theaters in Bamberg spricht mit Bildern und Musikbeispielen über E.T.A. Hoffmann – Abendessen – 19 Uhr: In der Aula: Konzert der Staatliche Philharmonie Kaliningrad unter der Leitung von Arkadi Feldman, Träger der Königsberger Bürgermedaille: „Amadeus – Amadeus" – Musik von Wolfgang Amadeus Mozart und E.T. Hoffmann. Sonntag, 24. September 11 Uhr: In der Aula: Kulturveranstaltung Morgenandacht mit dem Vorsitzenden der Gemeinschaft Evangelischer Ostpreußen, Probst i. R. Erhard Wolfram – Feierstunde mit Grußworten des Stadtvorsitzenden Klaus Weigelt und des Oberbürgermeisters Adolf Sauerland, Vortrag von Dr. Wulf Wagner: „Neuigkeiten zum Königsberger Schloß" – Verleihung der Königsberger Bürgermedaille – Mittagessen. (Ende des Treffens: 15 Uhr). Wichtiger Hinweis: Ab sofort können alle, die nach Duisburg kommen möchten, bei unserer Geschäftsstelle, Frau Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen, Telefon (02 41) 6 81 09, eine Übersicht über Hotels in unmittelbarer Nähe zur Gesamtschule Falkstraße beziehungsweise zum Museum Stadt Königsberg abrufen, damit sie sich in einem Hotel eigner Wahl Zimmer sichern können. Die Hotelliste erhalten Sie auch in unserem Patenschaftsbüro, Valentina Fischer, Karmelplatz 5, 47051 Duisburg, Telefon (02 03) 2 83 21 51, montags, mittwochs, freitags, jeweils zwischen 9 und 13 Uhr.



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Gedenkveranstaltung – An der Gedenkveranstaltung aus Anlaß des 100. Geburtstages des Gründers des Ostpreußischen Jagdmuseums, Hans Ludwig Loeffke und des 40jährigen Bestehens der „Freunde des Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums" nahm Nora Kawlath teil. Die Böhmholzer Jagdbläser eröffneten die Veranstaltung. Nach der Begrüßung durch Dr. Klaus Hesselbarth folgten zwei interessante Vorträge von Dr. Karsten Uffhausen über „das Leben von Hans Ludwig Loeffke" und Ehrhard Bödecker über die „Kulturelle und Humane Erfolgsbilanz Preußens vom 18. bis 20. Jahrhundert". Bödecker ist Inhaber und Gestalter des Brandenburg-Preußen Museums. Der Kreisvertreter von Rastenburg und Vorsitzender der „Freunde des Ostpreußischen Landes- und Jagdmuseums", Hubertus Hilgendorff, referierte über das Museum unter dem Titel „Gestern, Heute und Morgen". Seinen Ausführungen war zu entnehmen das eine erhebliche Erweiterung durch Ankauf erfolgt. Nora Kawlath

Heimatkreisgemeinschaften Fortsetzung auf Seite 19

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

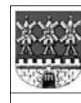
überreichten ihm im Anschluß an den Vortrag eine Spende über 500 Euro von der Kreisgemeinschaft. Viel Prominenz besuchte diese Veranstaltung, unter anderem der Sprecher der LO, Wilhelm v. Gottberg, und Barbara Loeffke.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstraße 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Kreistreffen – Anläßlich des 50. Kreistreffens der Rastenburger treffen wir Korschener uns einen Tag zuvor, am 18. August, in Moers, Kreis Wesel zu einem gemütlichen Plausch und Erinnerungsaustausch. An den nächsten Tagen ist dann das Jubiläumskreistreffen in Wesel. Auskünfte über das Korschener Treffen erteilen: Irmgard Preußner geb. Zimmer, Kühlerstraße 15, 47445 Moers, Telefon (0 28 41) 7 13 68, oder Peter Perzel, Teichweg 11 c, 22949 Ammersbek, Telefon (0 40) 6 05 17 04. Alle Korschener Landsleute sind herzlich eingeladen.



SCHLOSSBERG (PILLKALLEN)

Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

12. Regionaltreffen in Meinigen – Freitag, 16. Juni, treffen sich Schirwindter sowie deren Angehörige und Freunde ab 16 Uhr im Gasthof zum Schlundhaus (Nähe Marktplatz) zum gemütlichen Beisammensein. Auch in diesem Jahr wird sich zeigen, daß Schirwindt in der Erinnerung immer noch lebendig ist. Am Sonnabend, 17. Juni, wird man ab 10 Uhr im Gasthof zum Schlundhaus zusammenkommen und Erinnerungen austauschen. Für den Abend hat Lm. Preikschat einen Theaterbesuch in dem schönen Meininger Theater vorgesehen. Nach telefonischer Mitteilung von ihm soll „Carmen“ auf dem Programm stehen. Wie auch bei den vorausgegangenen Treffen sollte man den Einsatz von Lm. Preikschat mit dem Besuch des diesjährigen Treffens würdigen. Anmeldung zwecks Hotelreservierung: Gerhard Preikschat, Robert-Koch-Str. 11, 98617 Meiningen, Telefon (0 36 93) 57 67 81.



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstraße 9, 32602 Vlotho, Telefon (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: In der Stadtverwaltung Remscheid, Nordstraße 74, 42849 Remscheid, Telefon (0 21 91) 16 37 18

Einladung zum Dorftreffen Steinhof und Groß Steinfelde – Berthold Hirsch, Vorsitzender der Dorfgemeinschaft, weist noch einmal darauf hin, daß das nächste Treffen vom 9. bis 12. Juni 2006 im Hotel Krone-Post, 69412 Eberbach / Neckar, Telefon (0 62 71) 80 66 20, stattfindet. Ein umfangreiches Programm mit viel Zeit für Gespräche, Gedankenaustausch und Filmvorführungen, mit dem Besuch des Gottesdienstes in der Michaeliskirche und einer Kaffeefahrt in den angrenzenden Odenwald am Sonntag sowie viel gutem Essen (einschließlich eines „Heimatmenus“) erwartet die Gäste. Die Zimmerbestellung muß direkt bei dem Hotel erfolgen. Berthold Hirsch hofft auf rege Beteiligung und einen guten Besuch des Dorftreffens.



TILSIT–STADT

Stadtvertreter: Horst Mertineit. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 7 77 23 (Anrufbeantworter), Diedrichstraße 2, 24143 Kiel

Realgymnasium / Oberschule für Jungen – 62 Teilnehmer waren zum 62. Schultreffen nach Hameln gekommen. Gernot Grübler hieß die Schulkameraden und Ehepartner sowie als Gast das Vorstandsmitglied der Stadtgemeinschaft Tilsit, Alfred Pipen, herzlich willkommen. Nach dem Totengedenken ergriff der Vorsitzende der Schulgemeinschaft, Hans Dzieran, das Wort. Auch wenn wir weniger werden – so der Redner – auch wenn wir alt und grau werden, so sind wir doch im Herzen jung geblieben, wie einst, als wir noch am Memelstrom lebten. Das Schultreffen sei ein eindrucksvoller Beweis, daß die Schule lebe und im Wirken der Schulgemeinschaft fortbestehe. Bei der gemeinsamen Kaffeetafel und bei abendlich geselligem Beisammensein wurde ausgiebig in Erinnerungen gekramt und der Heimat gedacht. Am nächsten Tag ging es durch die romantische Altstadt mit ihren mittelalterlichen Fachwerkbauten und prächtigen Gebäuden im Stil der Wasserrenaissance. Von den Stadtführerinnen erfuhr man Interessantes aus der Hameler Geschichte und über die Rattenfänger-Sage. Für den Nachmittag war das Schiff „MS Holzminden“ gebucht worden. Bei einer zweistündigen Dampferfahrt konnte man das schöne Weserbergland genießen. Der Abend vereinte noch einmal alle Teilnehmer in gemeinsamer Runde, um die Erlebnisse Revue passieren zu lassen. Hans Dzieran gab in seinem Schlußwort der Hoffnung Ausdruck, daß sich alle Teilnehmer im kommenden Jahr gesund und munter in Kiel wiedersehen.



TREUBURG

Kreisvertreter: Dr.-Ing. Heinrich Matthée, Wilkiensweg 5, 49525 Lengerich, Telefon (0 54 81) 8 14 74 (p). Geschäftsstelle: Irmgard Klink, Schlehdornweg 30, 47647 Kerken, Telefon (0 28 33) 39 84, Fax (0 28 33) 39 70. Ansprechpartnerin in Ostpreußen: Hannelore Muraczewska, Wisniowa 1, PL 19-400 Olecko, Telefon: (00 48) 8 75 20 – 31 80.

Ortstreffen Herzogskirchen – Vom 23. bis 25. Juni findet das Ortstreffen Herzogskirchen im Hotel Hessenmühle, Kleinlüder (Fulda) statt. Organisatorin ist Waltraud Pfeiffer.

Der Elche war los

Schüler der Heinrich-Böll-Schule zu Gast in der Heimatstube

Wie heißt das Wappentier der Ostpreußen? Nein, der Bär ist es nicht, auch wenn die Landsmannschaftler aus Deutschlands altem Nordosten immer wieder gerne mal an ihrem honigsüßen Nationalgetränk „Bärenfang“ nippen. Peter Pott weiß Bescheid: „Der Elch ist's.“

Der Vorsitzende der Gruppe Neuss in der Landsmannschaft Ostpreußen hilft in Sachen Basiswissen über das Land zwischen Frischem Haff und Rominter Heide weiter. Den Elchtest zu bestehen ist für ihn aber keine Voraussetzung, um auf gleicher Augenhöhe ins Gespräch zu kommen.

Das sucht er, und dafür geht er in die Offensive. 24 Schüler der Heinrich-Böll-Schule in der Neusser Nordstadt waren es, die Pott in der Ostdeutschen Heimatstube an der Oberstraße in Neuss begrüßen konnte – mit einer Elchstatue in der Hand.

Flucht, Vertreibung, Integration standen als Leitmotive über einer ungewöhnlichen Unterrichtsstunde an ungewöhnlichem Ort, wo Bilder, Wimpel, Fahnen und der Inhalt der Vitrinen an die ostpreußische Heimat erinnern.

Peter Pott hatte sich im Vorfeld an Angelika Quiring-Perl gewandt, die an der Heinrich-Böll-Schule Deutsch und Geschichte unterrichtet – den Neussern aber in der Mehrzahl besser in ihrer Eigenschaft als stellvertretende Bürgermeisterin bekannt ist. In dieser Funktion ist sie häufig zu Gast bei den Veranstaltungen der Landsmannschaften.

Stichwort „Integration“: Die ist für die Schüler allein deshalb ein Thema, weil von der Gruppe nur eine gute Handvoll keinen Migrationshintergrund besitzt. Wenngleich der Begriff „Landsmannschaften“ vielen bislang kaum oder gar nicht geläufig war, so sind sie doch zumindest teilweise auf ihre Art landsmannschaftlich gebunden. Nikolaos Amanatidis (14) beispielsweise ist in der griechischen Tanzgruppe „Efksinos Pondos Neuss“ aktiv.

Und warum? „Das hat was mit Heimat zu tun.“ Ein gewisses Grundverständnis für das, was die Landsmannschaften verkörpern, ist also vorhanden, sofern den Jugendlichen diese Bezüge aufgezeigt werden.

Was Peter Pott und auch Theo Jantosch, Vorsitzender der Schlesier und Zaungast der in dieser Art zum ersten Mal organisierten Schülerbegegnung vereint, ist die Überzeugung, daß ein Bekenntnis zur Herkunft Integration nicht verhindern darf. „Wir haben die Ärmel hochgekrempelt“, darauf verwies Pott im Zusammenhang mit der Eingliederung der Vertriebenen in die westdeutsche Gesellschaft – für die die Flüchtlinge aus dem Osten, die „Pimocke“, mindestens so fremd waren wie es sich heute noch Hanseaten und Bajuwaren sind.

Zur Integration zählt für Pott auch das Moment der Identifikation mit dem neuen Wohnort, was der Erlebnisgeneration manches emotionale Opfer abverlangt haben dürfte. Das sei jedoch gelungen, daran ließ Pott keinen Zweifel. „Darüber solltet ihr mal nachdenken“, gab er den Schülern mit auf den Weg. Die hörten aufmerksam zu. Quiring-Perl: „So still ist es sonst nicht so oft.“

Für Peter Pott ist es wichtig, jüngere Menschen für die landsmannschaftliche Arbeit zu gewinnen. „Wenn wir keine Jüngeren erreichen, stirbt unsere Landmannschaft sehr schnell aus. Aus diesem Grunde habe ich jetzt den Anfang mit einer Schulklasse gemacht und werde dieses, wenn die verschiedenen Schulen mitspielen, aktiv fortsetzen“, so Peter Pott. *EB*



Man muß miteinander reden statt übereinander – Die Schüler der Heinrich-Böll-Schule zeigten sich überraschend interessiert an den Ausführungen von Peter Pott. Foto: privat

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

Hilfe mit dem Verdienstorden der Landesgruppe aus. Dieses sind: Helga Bauchrowitz, Else Huget, Christel Köhler, Agnes Thommek und Heinz Lorenz. Nach einem gemeinsamen Vesper wurde ein fröhliches, abwechslungsreiches und kulturelles Programm geboten, gestaltet von der Tanzgruppe „die flotten Marjellchen und Bowkes“ (Leitung: Christa Mehlmann) und von der Laiengruppe (Leitung: Hedwig Zentek), was mit großem Beifall aufgenommen wurde. Zum Abschluß dankte der Vorsitzende allen Vorstandsmitgliedern für die gute Zusammenarbeit und allen Kulturgruppen für die wertvolle Arbeit und Kreativität.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Ludwigshafen – Donnerstag, 8. Juni, Busfahrt nach Bad Mergentheim. Abfahrt ab Busbahnhof Ludwigshafen. Dort wird das Deutschordensschloß besichtigt, anschließend Mittagessen. Wer möchte kann anschließend einen Spaziergang durch den Kurpark machen. Der Abschluß des Ausfluges findet in einer „Weinlaube“ statt. Anmeldungen bei W. Komossa, Telefon (0 62 33) 5 03 66, oder G. Radons, Telefon (06 21) 40 89 77.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Dresden – Zum 8. Kirchentag der evangelischen Ostpreußen versammelten sich die Teilnehmer und Gäste im Gemeindesaal der Christuskirche. In diesem Jahr umfaßte das Programm insbesondere das Leben und Wirken von Simon Dach (1605 – 1659). Der geborener Sohn der Stadt Memel hat als Liederdichter und Mitglied des Königsberger Kreises die „Musikalische Kürbishütte“ eine Anzahl von geistlichen Gedichten und Liedern hinterlassen. Der vorgesehene Programmablauf begann mit einem Festgottesdienst, der durch Pfarrer i. R. Plorin nach einer Ordnung der preußischen Union gehalten wurde. Die tragende Rolle von Simon Dach als Theologe und Schöpfer ostpreußischen Liedgutes fand ihren Niederschlag im Predigtext. Pferrer i. R. Schneiderat erläuterte im zweiten Teil des Programms anhand von ausgewählten Lieddokumenten die Schaffenszeit des Königsberger Dichterkreises, worin das Schaffen von Simon Dach einen besonderen künstlerischen Anteil hatte. Diese ausgewählten Liedteile wurden durch die Mitglieder des Streichorchesters der Dresdner Christuskirche angespielt. Die Teilnehmer waren angehalten, sich gesanglich einzubringen. Mit einem Vortrag über Simon Dach und sein Wirken vertiefte Frau Rick das Wissen über diesen Dichter. Abschließend informierte Lm. Plorin über die heutige Situation der im nördlichen Ostpreußen lebenden Menschen. Als einem gebürtigen Königsberger stand für ihn die bauliche Entwicklung der Stadt und das beginnende geistliche Leben der Christen und der verschiedenen Konfessionen im Vordergrund. Für das kommende Jahr ist ein weiterer Kirchentag vorgesehen.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Magdeburg – Dienstag, 6. Juni, 13.30 Uhr, Treffen der „Stickerchen“, Immermannstraße 19. – Dienstag, 6. Juni, 16.30 Uhr, Vorstandsberatungen. – Freitag, 9. Juni, 16 Uhr, Gesangsproben beim „TuS Neustadt“. – Sonntag, 11. Juni, 14 Uhr, Treffen im „SV Post“.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Kiel – „Kleine Plauderein von Has und Ei“ – unter diesem Motto stand die Zusammenkunft der Frauengruppe Kiel-Elmschenhagen. Den Landsleuten wurde ein rund zweistündiges Programm geboten, mit Frühlingliedern und passenden Gedichten. Liebevoll war die Osterdekoration von einigen Damen gestaltet worden. E. Otto hob in ihrer Ansprache die Bedeutung des Frühlingsfestes als eines der ältesten Feste hervor. Eva Droese nahm die Zuhörer mit in die Heimat und deren Osterbräuche. Zu diesen Bräuchengehörten auch das „Osterwasser holen“ oder das „Schmackostern“. Sie erinnerte an die Zeit der Schneeschmelze, wenn das Eis aufbrach und sich die Schollen laut krachend übereinander schoben. Wenn dann die Frühlingszeit mit der Blumenpracht und viel Sonnenschein begann, war das Osterfest so richtig schön. E. Libuda berichtet über die früheren Naturvölker, die Chinesen, alten Ägyptern und den Persern sowie den Griechen. Bei allen taucht das Ei als Symbol der Fruchtbarkeit auf. Anschließen erwartete die Teilnehmer beim Kaffeetrinken, als Osterüberraschung, ein „Ostereieressen mit Butterbrötchen“. Liesbeth Kamieniak als Mutter Krutschke mit einem Korb voller bunter Eier und Dorchen Peters als Eierhändler, lösten mit ihrem Sketch viel Freude aus. Applaus und ein herzliches Dankeschön zeigten wie gut der Auftritt beim Publikum ankam.

Symposium

Fulda – Ein „Symposium mit Gästen“ veranstaltet am Sonnabend, 10. Juni, ab 10 Uhr im Maritim Hotel, Pauluspromenade 2, 36037 Fulda, die „Stimme der Mehrheit“. Generalthema dieser Veranstaltung wird sein: „Die deutsche Leitkultur und gemeinsame Werte in Deutschland?“ Folgender Ablauf ist geplant: 10 Uhr, Begrüßung. 10.15 Uhr macht sich Vera Lensgfeld „Gedanken zur deutschen Leitkultur“. 11.05 Uhr, Kaffeepause. 11.50 Uhr, Prof. Dr. Walter Kramer „Die deutsche Sprache als Medium für gemeinsame Wertvorstellungen“. 12.40 Uhr, Mittagspause mit großem Büfett. 13.50 Uhr, Dr. Günter Rohrmoser referiert über „Braucht Deutschland eine Kulturrevolution?“
Die Tagungskosten einschließlich Kaffeepause und dem Mittagsbüfett betragen 40 Euro. Nähere Informationen bei der Geschäftsstelle BDS / Stimme der Mehrheit, Schwanenwall 23, 44135 Dortmund, Telefon (02 31) 2 25 09 10 und Fax (02 31) 22 50 91 29.

Veranstaltungskalender der LO

23. Juli, das Sommerfest der Landsmannschaft Ostpreußen (LO), Feste Boyen, Lötzen.
6. bis 8. Oktober, das Geschichtsseminar im Ostheim, Bad Pyrmont.
16. bis 22. Oktober, die 52. Werkwoche im Ostheim, Bad Pyrmont.
27. bis 29. Oktober, das Schriftleiterseminar der Landmannschaft Ostpreußen im Ostheim, Bad Pyrmont.
4. / 5. November, die Ostpreußische Landesvertretung im Ostheim, Bad Pyrmont.
6. bis 10. November, Politisches Seminar für Frauen im Ostheim, Bad Pyrmont.

Kontakt: Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84 / 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 4 14 00 80.

Danke!

»Goldene Sonnenkringel auf allen Wegen« ist nur einer der vielen guten Wünsche, die Ruth Geede erreichten

Unsere guten Wünsche, die wir, die Leser, Ihnen alljährlich zum Geburtstag schicken, haben gewirkt: Wir können Ihnen zum 90. gratulieren!" Ja, liebe Johanna Bartel, das konnten Sie und so viele andere Leserinnen und Leser, daß ich erst heute meinen gesammelten Dank sagen kann. Auch noch aus einem anderen Grunde etwas verspätet, weil immer noch Glückwunsche eintreffen aus irgendeinem Winkel der Welt, wohin es unsere Landsleute verschlagen hat. Und damit habe ich den Einstieg gefunden in meine Danksagung, über den ich selbst als alte Skribentin lange gegrübelt habe. Denn wo anfangen – wo enden bei all den lieben, guten, herzlichen, fröhlichen, anerkennenden, nachdenklichen Worten und Wünschen, mit denen man mich bedacht hat? Und die doch alle in der Aufforderung gipfeln: Mach'weiter so, wir brauchen Dich! Ein schöneres Geschenk kann man wohl keinem Menschen machen, der nun in das wohl letzte Jahrzehnt seines Lebens geht.

Ja, die 100, die wurde auch schon in verschiedenen Wünschen anvisiert, und als gute Vorgabe erhielt ich von unserm Leser Knut Walter Perkuhn den Lebenslauf seiner Tante, die bei klarem Verstand 107 Jahre alt wurde. Doch damit nicht genug, denn die Familie Sanden aus Bergheim wünscht mir, daß ich noch wenigstens 50 Jahre leben sollte, dafür würden viele meiner „Fans" einen Tag ihres Lebens spenden und damit noch die Zahl der gewünschten Jahre übertreffen – ach nein, lassen wir lieber die Kirche im Dorf, 90 ist nun wirklich ein stattliches Alter, das zu erreichen niemand geglaubt hätte, als ich – ein zwei Kilogramm leichtes Frühchen – in Königsberg zur Welt kam. „Ein schönes Leben des Frühlings in Königsberg, ein Leben des Sommers in Hamburg bist Du bisher gegangen. Nun hat mit 90 für Dich der Herbst des Lebens angefangen!" beginnt Werner Preß seinen liebevoll gereimten Glückwunsch, in dem er weiter meint, daß mein Lebensbaum noch immer voller Saft und Kraft stehe. Herbst? Na ja, mit den Jahreszeiten war es bei uns in Ostpreußen so eine Sache, wir hatten unseren eigenen Kalender. Im Oktober lag manchmal schon Schnee – als meine Eltern an einem 9. Oktober heirateten, fuhren sie mit Schlitten zur Kirche! Aber solch ein Glückwunsch erfreut schon sehr.

Es finden sich viele Gedichte in meinem Glückwunschkorb, sogar in ostpreußischem Platt. Weil ich das gerne und oft in Anklam vortrage, hat mir Herr Friedhelm Schülke, der die Heimattreffen musikalisch immer so wundervoll bereichert, diesmal ein literarisches Ständchen gebracht, das ich leider nicht in voller Länge bringen kann. Aber Kostproben wie „Joa, nejentig Joahr liggt de Dag nu torick, as Ostpreiße e nieget Woahrteike kreej. Et wär man bloß nich ut Holz on Steene, nee – von Fleesch on Bloot ös dat antosehne. Nu road Ju man, Lied, wer kann dat sönn? Ön dit Gedicht, doa steiht ös bönn: Se oarbeit ön Hamburg biem Ostpreißeblatt on heet Ruth Geed e – nu weet Ju dat!" Ja, on eck weet nu, daß ich ein ostpreußisches Wahrzeichen bin! Höcher ropp geiht nich mehr!

Sehen Sie, liebe Renate Bohn, das ist die Antwort auf Ihre Frage: „Womit können Sie noch geehrt werden? Hier auf Erden haben Sie die höchsten Auszeichnungen ..." Aber Sie meinen auch andere Werte, wenn Sie schreiben: „Mögen Ihre Schutzengel auf Sie aufpassen und Sie nicht müde werden lassen – für Ostpreußen! Und für die Generation danach. Sie sind die Heimat, die im Herzen lebt!" Dafür danke ich Ihnen sehr. Auch für die Worte: „Ich habe keine Verwandtschaft mehr, um nach meinem Zuhause zu fragen. Aber das *Ostpreußenblatt*!"



Seltenes Dokument der Literaturgeschichte: Ruth Geede, Agnes Miegel und Hilde Geede im März 1953 Foto: privat

Ja, ohne unsere Zeitung hätte ich kein Forum, ohne sie gäbe es keine Ostpreußische Familie, ohne sie könnte ich nicht so die Heimat bewahren und lebendig erhalten – eine Aufgabe, die mir noch im späten Alter gestellt wurde und die mich lebendig erhält. „Eine junge, reife Ausstrahlung" – so formuliert es Frau Bohn. Ich habe eben wirklich meine Kindheit in die Tasche gesteckt und mitgenommen, ich bin und bleibe auch im Alter ein Kind aus Königsberg. Da hat die Kreisgruppe Wetzlar der LO schon genau ins Schwarze getroffen, die mit einem Kant-Wort gratulierte: „Laßt uns alle unser Leben wie ein Kinderspiel ansehen, in welchem nichts ernsthaft ist als Redlichkeit!" Viele jüngere Menschen werden mit diesem Begriff nicht viel anfangen können. Aber er beinhaltet alles, was ein Miteinander überhaupt ermöglicht: Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Pflichterfüllung, Hilfsbereitschaft, Treue, Vertrauen, ja, vor allen Dingen Vertrauen. Das sieht „meine Schwester der Feder", Elisabeth Krahn, auch so, wenn sie schreibt: „Sie glauben gar nicht, wieviel Vertrauen Sie verbreiten. So ist das Miteinander unter den Ostpreußen entstanden. Bei Ihnen finden sie wirklich eine Familie."

Ja, unsere Ostpreußische Familie! Viele, viele Glückwünsche enthalten auch gleichzeitig einen Dank für das, was sie bewirkt hat – und somit gelten sie auch allen, die mitgeholfen haben, Wünsche zu erfüllen und Fragen zu klären. Die auch dann mitfühlen, wenn sie selber nicht betroffen sind. „ So vielen Flüchtlingsfamilien haben Sie tröstende Gewißheiten und sehr oft auch erhoffte Glücksfreuden bereiten können!" schreibt unser Leser Wolfgang Krause. Das könnte ich nicht, wenn ich allein auf weiter Flur stände. „Wie viele Wunder sind schon bewirkt worden", meint auch Gerda Kemski aus Chemnitz, „mein Patenkind zum Beispiel hat durch Sie das Grab seines Vaters in Ölmütz gefunden." Die Glückwünsche zeigen, daß unsere Ostpreußische Familie längst ihren heimatlichen Rahmen gesprengt hat. Viele Schlesier haben geschrieben, denen wir auch helfen konnten, oder die einfach begeisterte Leser unserer Zeitung sind wie Professor Dr. Karl-Heinz Beyer aus Berlin, aus dessen – ach, mir so wohltuende – Brief ich einige Zeilen einfach bringen muß: „Als Schlesier lese ich seit Jahrzehnten mit Freude und großem Gewinn diese hervorragende Zeitung. Und immer wieder gefallen mir Ihre Beiträge 'Die Ostpreußische Familie'. Sie sind so einfühlsam, wundervoll, so menschlich, so herzlich geschrieben, es ist wirklich 'Familie', vertrauensvoll, Neugier und Freude. Diese Atmosphäre ist im Zeitungswesen zu suchen." Worte, die für mich, nein, für uns alle, ein wundervolles Geschenk sind.

Und noch einen Berliner möchte ich erwähnen, weil mir seine Zeilen ebenfalls eine besondere Freude gemacht haben: Manfred Stahl, der „Spandauer Wurstmaxe". Seine Liebe zu Ostpreußen wird aus vielen Quellen gespeist: Salzburger Vorfahren siedelten im Raum Gumbinnen, er selber fand als in Kinderheimen groß gewordenes Nachkriegskind in Cottbus einen Ruhepol bei einer Vertriebenen aus Königsberg, und dann ist noch der „Ostpreuße aus Danzig" zu erwähnen, der ihm am Wurststand immer unsere *PAZ* überreichte – heute ist Herr Stahl Abonnent und begeisterter Leser unserer Zeitung und besonders unserer „Ostpreußischen Familie". Sein Glückwunsch ist einfach und herzlich (man kann auch das „und" weglassen!): „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, ich mag Sie ...!"

Es sind eben keine vorgedruckten Glückwünsche, es sind eigene Formulierungen, die von Verbundenheit und Heimatliebe sprechen. So schreibt unser Leser Wilfried Böhm aus Melsungen: „Ihre faszinierende Heimatliebe hat mir Ostpreußen sehr nahe gebracht und damit auch die Geschichte der Familie meiner Frau, deren Großmutter aus Wehlau stammt. Ich danke Ihnen für Ihr Lebenswerk!" Diese Worte haben mich doch sehr nachdenklich gemacht. Manchmal bin ich in all den Jahrzehnten, in denen die Ostpreußische Familie zu meiner Hauptaufgabe heranwuchs, auch ungeduldig gewesen, weil ich nicht zu meiner literarischen Arbeit kam, die ich mir für mein Alter vorgenommen hatte. Erzählungen und Romane blieben ungeschrieben! Aber hätte ich damit so viele Schicksale bewegen, so viele Wünsche erfüllen, so viele Fragen beantworten, so viele Verbindungen von Mensch zu Mensch vermitteln – hätte ich so meine Heimat lebendig halten können? Ich muß an einen sehr jung verstorbenen Dichterfreund aus meinen ersten Schaffensjahren denken, an den Allensteiner Kurt Otto Wittke. Er hatte einmal ein Gedicht geschrieben, dessen letzten Vers ich nie vergessen habe: „Wenn am Ende unsrer Tage ist versiegt des Schaffens Stärke, wird das Leben sein die Waage, die erwäget unsre Werke!" Ich glaube, meine Lebenswaage ist austariert! Ein besonderes Gewicht hat mein Landsmann Wolfgang Krause in die Schale geworfen mit seinen Worten: „Während Ihres segensreichen Hierseins haben Sie mit ihrer hilfreichen Arbeit so vielen Flüchtlingsfamilien tröstende Gewißheit und sehr oft auch nie erhoffte Glücksfreuden bereiten können!"

Auch meine Glücksfreude übersteigt jede Erwartung, nie hatte ich auf so viele gute Wünsche und liebevolle Worte gehofft. Und sie kommen noch immer, denn unsere Zeitung erreicht ja viele Leserinnen und Leser erst nach Wochen – irgendwo in der Welt. So erhielt ich jetzt aus Windhoek die Gratulation der in Namibia lebenden Landsleute, in deren Namen Inge Liebener schreibt: „Wir wünschen Ihnen von Herzen noch viele schöne Jahre bei bester Gesundheit und weiterhin viel Kraft. Immer wieder freuen wir uns über Ihre Rubrik und die vielen Menschen, denen sie geholfen haben und auch immer noch helfen, Angehörige oder Bekannte zu finden. Wir sind halt eine große Familie. Die *PAZ* wird im ganzen Land von den Ostpreußen und auch Nicht – Ostpreußen gerne gelesen!" Auch aus dem Süden Afrikas, aus Johannesburg, kommt der Glückwunsch der „Freunde des Ostens", wie die „Landsmannschaft Ost – und Westpreußen S.A." jetzt heißt, deren Vorsitz Siegfried Kittel 25 Jahre lang innehatte. Seinen Wunsch "Gesundheit, Glück, Frieden und Gottes Segen" nehme ich dankbar entgegen – besonders freue ich mich aber darüber, daß unsere Zeitung auch in Südafrika gerne gelesen wird, denn Herr Kittel schreibt: „Wir sind so dankbar, denn das erhält und frischt immer wieder die Erinnerung an unsere Heimat im deutschen Osten auf." Aus Kanada erreichten mich die Wünsche von Brigitte von Kalben, aus den USA die von unserm Lm. Günther Rohrmoser, der mich speziell mit dem Hinweis erfreute, daß auch in den dortigen Universitäten und Bibliotheken meine Bücher zu finden sind (welcher Schriftsteller liest das nicht gerne!). Aber ein ganz besonderes Geschenk erhielt ich aus Brasilien, und das kam so: Unsere Leserin Elke Hopff, geborene Eschment, und ihr Mann flogen zu Beginn des Jahres nach Limeira zu ihrer Tochter, die dort mit ihrer Familie lebt. Mitgenommen hatte sie meine CD „Märchen aus dem Bernsteinland", die sie zusammen mit ihren Enkelinnen hörte. Die achtjährigen Zwillinge holten sofort Papier und Buntstifte und begannen Bilder zu diesen alten ostpreußischen Märchen zu malen, Anne illustrierte sogar jedes Märchen. Ihr Großvater stellte dann diese Zeichnungen zusammen, und jetzt wurden sie mir zugesandt. Liebe Anne, liebe Saskia, ich habe mich sehr, sehr darüber gefreut, das könnt Ihr glauben. Mein Dank gilt auch dem Ehepaar Hopff, daß es unser heimatliches Kulturgut auch fern der Heimat weiterträgt.

Ja, Bilder: Viele, viele habe ich bekommen, und eines muß ich besonders erwähnen, weil es für mich auch ein Teil meines langen Lebensweges bedeutet. Peter Drahl, der das reiche kulturelle Erbe seiner Patentante, der Malerin und Graphikerin Gertrud Lerbs, bewahrt und weiterträgt – vor allem als Biograph mit seinem Buch über die große Künstlerin – schenkte mir ihr Bild „Hochzeit im ostpreußischen Oberland", von ihr eigenhändig betitelt und signiert. Mit Gertrud Lerbs-Bernecker hat mich so viel verbunden, in Königsberg wie später in Lüneburg, auch in gemeinsamer künstlerischer Arbeit – leider ging unser gemeinsames Buch „Die große Wassersnot" in den letzten Kriegstagen verloren, ehe es im Druck erschien.

Es ist schon so, wenn man auf eine so unglaublich lange Meilenspur zurückblicken kann, daß an solch einem Tag, wie es ein 90. Geburtstag ist, viele Erinnerungen wach werden, oft unvermutet. So, als der ungarische Maler und Schriftsteller Laszlo Kova mir ein Bild mit einer von ihm gezeichnete lila Tulpe überreichte – ach, lila Tulpen waren die Lieblingsblumen von Agnes Miegel, und wie oft habe ich ihr einen Strauß gebracht, in Königsberg wie in Bad Nenndorf. Und da ist die Kopie eines Bildes, das der bekannte Tiermaler Hans Kallmeyer für meine alte Königsberger Schulfreundin Else Gaudshzun-Gubba nach dem Krieg malte, fliegende Kraniche – sie sind und bleiben das Symbol für unser Heimweh, das mit ihnen zieht, ungehindert über alle Grenzen hinweg, dahin, wo de Elch on Kroanke tohuus send: „man de Sehnsucht bleew ..." Die Erinnerung ist eben das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können! Auch dieses Wort von Jean Paul wurde mir übermittelt, und Eva Skadnick wünschte mir dazu „ immer wieder goldene Sonnenkringel auf allen Wegen".

Ich wünsche, sie fallen auch auf die Wege unserer „Ostpreußischen Familie", die wir gemeinsam begehen. Und so ist auch diese Danksagung gedacht, sie gilt allen Gratulanten, die mich so reich bedacht haben, oft mit Worten, die ich ganz allein für mich behalten will. Ich werde sie immer und immer wieder lesen, wenn ich an stillen Abenden meinen Gratulationskorb hervorhole, denn sie sollen sich nicht verflüchtigen. Weil sie mir die Kraft geben, weiterzumachen. 90 Jahre sind zwar ein Meilenstein, aber keine Zäsur. Eine treue Seele, die Georgenburgerin Inge Wenzek, hatte mir im Herbst ein paar bunte „Blätter" gehäkelt – jetzt bekam ich hellgrüne, lindfarbene, sonnengelbe, sie leuchten wie junges Frühlingsgrün auf meinem hellen Holztisch! Sie sind keine „Blätter im Winde" wie in meinem Roman, sie verwelken nicht und sind für mich ein hoffnungsvolles Symbol für so manches, was ich noch verwirklichen will. So das Seminar „Die Ostpreußische Familie", das für den 15. bis 17. September 2006 im Ostheim in Bad Pyrmont geplant ist. Es soll wieder ein richtiges „Familientreffen" werden, und deshalb hoffe ich, daß sich die vielen Wünsche erfüllen, die mir in meinen Geburtstagskorb gelegt wurden. (Anmeldeformulare können vom Ostheim – Jugendbildungs- und Tagungsstätte, Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont, Telefon 0 52 81 / 9 36 10, Fax 0 52 81/ 93 61 11, angefordert werden.) Doch davon demnächst in unserer Kolumne mehr, in der ich auch im Laufe der nächsten Zeit auf so manches in den Gratulationen Mitgeteilte eingehen werde, denn dies war nur ein kleiner Teil von meiner riesigen Geburtstagstorte – aber ich hoffe, er hat auch Ihnen geschmeckt!

In Dankbarkeit Eure

Ruth Geede

Unter Volldampf zum Weltrekord

Vor 100 Jahren begann die Auslieferung der meistgebauten Personenzuglokomotive, der preußischen P 8

Von Hans-J. Mahlitz

Fauchend und schnaubend setzt sich das schwarze stählerne Ungeheuer in Bewegung. Mit steigender Spannung folgen ihm bange Blicke: Reicht die Kraft, oder ist die Steigung zu steil, die Last zu schwer? Tatsächlich, ein zweiter dieser Stahlkolosse muß helfen; einer allein, und mag er noch so stark sein, schafft es nicht.

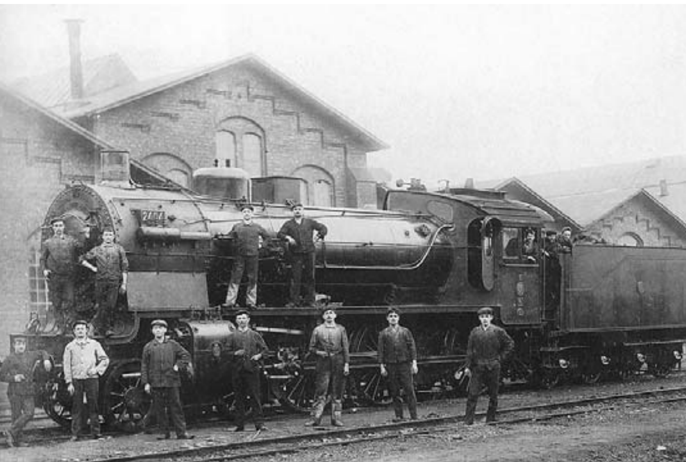
Der junge Bursche, um die 14 Jahre alt, weiß inzwischen, daß an dieser Stelle der Einsatz von zwei schweren Lokomotiven für einen Zug Routine ist. Seine Radwanderungen haben ihn schon oft genug hierher geführt, nach Erkrath nahe Düsseldorf, an die sogenannte Hochdahler Rampe, ein Steilstück, wie man es auch auf hochalpinen Eisenbahnstrecken nur selten trifft. Er liebt es, sich von der Macht moderner Technik fesseln zu lassen, um anschließend weiterzuradeln ins Neandertal, wo sich die rätselhafte Faszination der Vorgeschichte seiner bemächtigt.

Was der Junge damals noch nicht weiß: daß er hier einen vor 50 Jahren konstruierten Weltrekordhalter der Technikgeschichte bewundern darf. Und was er nicht ahnt: daß er 50 Jahre später über eben diesen Rekordhalter, die alte preußische P 8, einen Artikel für die *Preußische Allgemeine Zeitung* schreiben wird.

Die Lok war robust, sparsam und leicht zu bedienen

Als der Autor einst bewunderte, wie sich die Dampflokomotiven die Hochdahler Rampe hochquälten, trug das „Dampfroß" schon lange nicht mehr seinen ursprünglichen Namen. Aus der preußischen P 8 war die Baureihe 38 geworden, zunächst bei der gesamt- und großdeutschen Reichsbahn, dann im Westen der Deutschen Bundesbahn und im angeblich antifaschistischen Osten immer noch der Reichsbahn.

Genau 100 Jahre ist es her, seit bei Schwartzkopff, der späteren Berliner Maschinenbau AG, mit der „Coeln 2401" die erste P 8 an die Preußischen Staatsbahnen ausgeliefert wurde. In den ersten Monaten des Jahres 1906 hatte sie auf ausgedehnten Testfahrten – unter anderem auf der Strecke nach Königsberg – ihre Zuverlässigkeit und Vielseitigkeit unter Beweis gestellt. Ihr Konstrukteur Robert Garbe hatte die von dem Ingenieur Wilhelm Schmidt entwickelte sogenannte Heißdampftechnik hier erstmals im großindustriellen Maßstab umgesetzt – mit außerordentlichem Erfolg: Die P 8 sollte die weltweit meistgebaute Personenzuglokomotive werden. Bis 1922 wurden an 13 deutschen Standorten – von der Hohenzollern-AG in Düsseldorf bis zur Union-Gießerei in Königsberg – 3 726 Exemplare gebaut; 1923 kamen noch einmal 230 in Rumänien gebaute Loks hinzu. So erreichte die Gesamtzahl (laut „Eisenbahn-Kurier Special") 3 956, eine von keiner anderen Dampflokomotive je erreichte Zahl.



Eine der ersten: *Die preußische P 8 „Elberfeld 2404" kurz nach ihrer Auslieferung im Sommer 1906. Sie wurde – ungewöhnlich für diese Baureihe – schon nach 21 Jahren ausgemustert.* Foto: Dr. Thomas Samek / EK

Weltrekordverdächtig ist aber nicht nur die Stückzahl, sondern auch die Zuverlässigkeit. Bei der DDR-Reichbahn blieb die P 8 bis 1972 unter Dampf, bei der Deutschen Bundesbahn sogar noch zwei Jahre länger. Ebenfalls bis 1974 lief eine P 8 in Rumänien im Liniendienst. Dies war allerdings keine der dort gebauten Loks; sie war 1921 von Linke Hofmann in Breslau an die Reichsbahn ausgeliefert und 1925 an die rumänische Staatsbahn verkauft worden. Ende der 90er Jahre entdeckten deutsche Eisenbahnfreunde sie auf einem Schrottplatz und konnten sie in Klausenburg wieder in den optischen und technischen Originalzustand versetzen lassen. Seit 2002 wird sie vom Süddeutschen Eisenbahnmuseum Heilbronn zu Nostalgiefahrten eingesetzt. Nomen est omen: Die Umbenennungen von „Elberfeld 2580" in „38 3199", dann in „230.106" und wieder zurück in „38 3199" stehen für die wechselvolle Geschichte.

Etwa die Hälfte aller fast 4 000 Maschinen dieser Baureihe waren länger als 50 Jahre im harten Alltagseinsatz, auch dies eine beeindruckende Rekordmarke. Heute sind noch 24 Loks erhalten. Ein besonders schönes Exemplar verdient hervorgehoben zu werden: die Lok Nr. 38 1182 des Deutschen Verkehrsmusums Dresden, 1910 von Schwartzkopff gebaut und 61 Jahre lang im fahrplanmäßigen Betrieb. Sie wurde von den sächsischen Eisenbahnfreunden in liebevoller Arbeit in den Originalzustand der Vereinigten Preußischen und Hessischen Staatseisenbahnen zurückversetzt.

Was war das Erfolgsrezept dieser meistgebauten Lokomotive? Sie war vielseitig einsetzbar, reparaturunanfällig, sparsam und relativ leicht zu bedienen, also auch aus heutiger Perspektive das ideale Massenverkehrsmittel. Die wichtigsten Ziffern für technisch Versierte: Bauart 2'C h2, Länge über Puffer 18,585 Meter, Durchmesser der Treibräder 1,75 Meter. Die Höchstgeschwindigkeit wurde, entgegen den Intentionen des Konstrukteurs, auf 100 Stundenkilometer begrenzt. Ursprünglich faßte der Tender 21,5 Kubikmeter Wasser und sieben Tonnen Kohle. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden je nach Verwendungszweck auch andere Tender von ausgemusterten Kriegslokomotiven angehängt. Auf ebener Strecke konnte die P 8 bei Höchstgeschwindigkeit 300 Tonnen ziehen; begnügte man sich mit 90 Stundenkilometern, konnte man sogar 400 Tonnen anhängen. Die Probefahrten nach Ostpreußen absolvierte die „Coeln 2401" übrigens mit 14 D-Zug-Waggons.

Von den bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs gebauten rund 2 350 Loks mußten über 600 nach den Verträgen von Versailles und Saint Germain als Reparationsleistung abgegeben werden. Nutznießer waren vor allem die Polen, die allein 190 Maschinen erhielten. 168 P 8 dampften auf belgischen Gleisen, 162 verblieben in Frankreich. Die aus den Länderbahnen hervorgegangene Reichsbahn konnte aber bis 1923 die Bestände durch Neubauten wieder auffüllen. Auch zahlreiche ausländische Eisenbahngesellschaften schätzten das ehemals preußische Dampfroß, das in den 20er und 30er Jahren zum Exportschlager wurde. Auf den deutschen Bahnstrecken zählte die P 8 ohnehin zum alltäglichen Bild, wenn auch gelegentlich mit ungewohntem „Anhang". So wurde dem legendären Nobelzug „Rheingold", wenn die etatmäßige BR 01 mal ausfiel, die weniger elegante BR 38 vorgespannt.



An die Kette gelegt: *Die P 8 „Coeln 2503" (später 38 1838) im Bahnhof Erkrath mit Kurs auf die Hochdahler Rampe.* Foto: Sammlung Griebl / EK

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren in den westlichen Besatzungszonen sowie dem Saarland, also dem Gebiet der späteren Bundesbahn, 1 325 Maschinen verblieben, in der SBZ 747. Polens Staatsbahn (PKP) nannte 418 Loks dieses Typs ihr eigen, in Ungarn registrierte man 190 Exemplare, in der Tschechoslowakei 89. Weitere 22 P 8 fanden sich in Rumänien, Dänemark, Jugoslawien, Österreich und Frankreich. Nicht immer gelang es, nach den Kriegswirren das Schicksal der Reichsbahn-Lokomotiven aufzuklären; einige hundert blieben für immer verschollen. Mehr Glück hatten da die Griechen: Sie hatten nach dem Ersten Weltkrieg der französischen SNCF zehn P 8 abgekauft. Ende 1943 hatte die Wehrmacht sie in Saloniki beschlagnahmt. Fünf Loks waren nach Kriegsende verschwunden, drei tauchten später in Jugoslawien wieder auf und wurden den Hellenen zurückgegeben.

Die italienischen Ferrovie dello Stato hatten sich nach dem Ersten Weltkrieg 25 P 8 auf bis heute zweifelhafte rechtliche Weise angeeignet, wurden damit aber nicht so recht glücklich. Schon vor Beginn des Zweiten Weltkriegs waren die Dampfloks der früh einsetzenden Elektrifizierung zum Opfer gefallen.

Auch Litauen konnte sich nicht allzu lange über die 1923 bei der Besetzung des Memellandes erbeuteten preußischen Dampfloks freuen; 1940 gingen sie in sowjetische Verfügungsgewalt über. Immerhin brachte es Moskaus Volkskommissariat für Verkehrswesen auf einen Bestand von deutlich über 100 P 8 – ohne je auch nur eine einzige Maschine gekauft zu haben. Ein Umstand, der aber nichts daran ändert, daß die preußische P 8, die in diesen Tagen ihren 100. Geburtstag feiert, ein stolzes Kapitel deutscher Industrie- und Technikgeschichte geschrieben hat.

Schön wäre es, wäre der Transrapid ähnlich erfolgreich

Ein solches Kapitel hätte man sich auch in unserer Zeit wünschen, gut vorstellen können. Doch leider geriet das Kapitel „Transrapid" – eine in Deutschland entwickelte und zur Einsatzreife gebrachte radlose Magnetschwebetechnik – zum technologiepolitischen Jammerspiel; ob Kanzlerin Merkels derzeitige Bemühungen in Peking daran noch etwas ändern können, ist fraglich.

Die Zeitschrift „Eisenbahn-Kurier" hat zum 100. Geburtstag der preußischen P 8 ein Sonderheft herausgebracht, das auf 100 Seiten in Wort und Bild über die stolze Geschichte dieser erfolgreichsten Dampflok aller Zeiten berichtet. Dem Autor dieser Zeilen hat es natürlich ganz besonders ein Foto auf Seite 13 angetan (siehe Foto links). Es zeigt die „Coeln 2503" im Bahnhof Erkrath bei der Ausfahrt auf die Hochdahler Rampe. Deutlich sieht man die schwere Kette, mit deren Hilfe (über eine Umlenkrolle) eine zweite, talwärts fahrende Lokomotive Unterstützung für die allzu steile Steigung gibt. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1925 – gut drei Jahrzehnte, bevor ein junger Bursche an der Hochdahler Rampe stand und ausgefallene Zug-Techniken bestaunte.

Die Mutter aller Seeschlachten

Vor 90 Jahren stieß beim Skagerrak die Grand Fleet auf die Hochseeflotte

Von Manuel Ruoff

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges verzichteten die Deutschen auf den Versuch, Großbritannien die Herrschaft über die Weltmeere einschließlich der Nordsee streitig zu machen. Sie taten das in der Annahme, daß der Krieg im Westen durch einen schnellen Sieg des Heeres zu Lande entschieden würde und sich die Hochseeflotte deshalb darauf beschränken könnte, die Küsten zu schützen. Der erwartete schnelle Sieg zu Lande blieb jedoch aus, und die britische Herrschaft über die Nordsee begann sich für die Deutschen zu einem Problem zu entwickeln. Die Versorgung der Entente-Truppen über den Ärmelkanal verlief besser, als es den deutschen Truppen recht sein konnte, und die zwar völkerrechtswidrige, aber nichtsdestoweniger funktionierende Fernblockade der Briten führte zu einer allmählich gefährliche Formen annehmenden Rohstoffverknappung in Deutschland.

Es machte sich deshalb in Deutschland der Gedanke breit, die britische Seeherrschaft nicht länger unangefochten zu lassen. Vor diesem Hintergrund erhielt der offensiv eingestellte Vizeadmiral Reinhard Scheer 1916 den Befehl über die Hochseeflotte. Scheer wußte, daß die Hochseeflotte der britischen Grand Fleet in deren Gesamtheit nicht gewachsen war. Er versuchte deshalb, die Briten dazu zu provozieren, ihre vormalige Home Fleet (Heimatflotte) aufzuteilen, um dann die Einzelteile mit der überlegenen vereinten Kraft seiner Hochseeflotte niederzukämpfen.

In der Skagerrakschlacht benutzte Scheer als Köder einen Aufklärungsverband unter dem Befehl von Vizeadmiral Franz von Hipper, den er Richtung Norden schickte. Die geplante Falle sah wie folgt aus: Die als englandfreundlich geltenden Norweger sollten den vor ihrer Küste auftauchenden Verband den Engländern melden; diese sollten dann einen entsprechend großen Verband zur Bekämpfung des deutschen schicken. Außer Sichtweite folgte Scheer mit dem Gros der von ihm befehligten Hochseeflotte Hippers Aufklärungsverband, um dann im Kampf der mutmaßlich etwa gleich großen Verbände die Entscheidung bringen zu können.

Die Briten jedoch hatten durch ihre Aufklärung erfahren, daß Scheer einen Großeinsatz der Hochseeflotte plante, und ließen deshalb einem Aufklärungsverband unter dem Kommando von Admiral Sir David Beatty das Gros der Grand Fleet unter deren Befehlshaber Admiral Sir John R. Jellicoe folgen. Auch hier bewegten sich Aufklärungsverband und das Gros der Flotte außer Sichtweite.

Am frühen Nachmittag des 31. Mai stoßen der deutsche und der britische Aufklärungsverband vor dem Skagerrak aufeinander. Es entwickelt sich ein Gefecht, in dessen Folge sich die beiden Verbände Richtung Süden und damit ganz im Sinne Hippers Richtung Scheers Hochseeflotte bewegen. Als die Hochseeflotte in Sichtweite gerät, nimmt Beatty Reißaus Richtung Grand Fleet, in der Hoffnung, daß die Deutschen ihm folgen und damit der Grand Fleet in die Arme laufen. Das tun die Deutschen auch. Bei der Verfolgung des britischen Aufklärungsverbandes stoßen sie auf eine Grand Fleet, die quer zur deutschen Fahrtrichtung in Gefechtslinie aufgestellt ist. Die Briten haben eine Traumkostellation erreicht, das sogenannte „Crossing the T". Da sich die britischen Linienschiffe dabei in südöstlicher Richtung bewegen, haben die Deutschen nur die Möglichkeit in westlicher Richtung zu fliehen.

Die Briten verlieren zwar den Kontakt zu den Deutschen, befinden sich aber nun zwischen der zahlenmäßig unterlegenen deutschen Hochseeflotte im Westen und deren deutschen Heimathäfen im Osten. Sich der gefährlichen Lage bewußt versucht Scheer am Abend einen Durchbruch durch die englischen Linien Richtung dänische Küste. Abermals ergibt sich für die Engländer die günstige „Crossing the T"-Konstellation, und die Deutschen müssen erneut kehrtmachen. Wenigstens gelingt es den leichteren deutschen Einheiten, den Rückzug der schwereren zu decken und eine Verfolgung durch die Briten zu verhindern. Jellicoe zeigt allerdings auch wenig Initiative, die Deutschen zu verfolgen, denn er möchte einen unübersichtlichen Nachtkampf verhindern. Er fährt weiter Richtung Süden, in der Hoffnung die Deutschen am nächsten Tag vor der deutschen Küste abfangen zu können. Die Deutschen nutzen jedoch die Nacht zu einem zweiten Durchbruchsversuch. Diesmal erwischen sie das zur Abwehr von Torpedoangriffen von hinten aus leichteren Einheiten bestehende Ende des britischen Verbandes. Ungefähr auf der Höhe von Horns Riff gelingt ihnen der Durchbruch. Nachdem Jellicoe das Malheur erfahren hat, verzichtet er auf eine Verfolgung der Deutschen, um nicht in deren Minenfelder zu geraten, und dreht ab Richtung Heimat.

In Deutschland wurde die Skagerrakschlacht als Sieg gefeiert, weil man den Briten entwischt war und deren Verluste mit 6 784 Toten, Verwundeten und Gefangenen sowie 111 980 Tonnen Tonnage ungefähr doppelt so groß waren wie die eigenen. An der britischen Seeherrschaft änderte die Schlacht jedoch nichts.



Opfer der Zeiten

Renate Welsh über eine vereinsamte Trümmerfrau

Der Phantasie freien Lauf lassen: Das hat die österreichische Autorin Renate Welsh gemacht, als sie die wenigen Informationen, die sie über ihre Kinderfrau Rosa hatte, zu einem ganzen Roman ausbaute. Auch wenn er nur wenig mit der wirklichen Rosa zu tun hat, so ist „Die schöne Aussicht" doch ein unterhaltsamer und auch nachdenklich stimmender Roman geworden.

Rosa ist alles andere als ein Wunschkind, als sie in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts in Wien geboren wird. Ihre älteste Schwester Anna hat selbst schon ein Kind, und auch die anderen Schwestern Hilde und Marianne sind um einiges älter. Rosa ist also ein Unfall, der allenfalls dazu gut ist, im Wirtshaus der Eltern einfache Arbeiten zu verrichten. Damit noch ein bißchen Geld reinkommt, wird Rosa nach Abschluß der Volksschule zu der Weißnäherin Michalek in die Lehre gegeben, die allerdings schnell dagegen vorgeht, daß das Mädchen seinen gesamten Lohn bei den Eltern abgeben muß. Neben Frau Michalek tritt mit dem Tischlerlehrling Josef das Glück in Rosas Leben.

Es ist herzerwärmend, wie die Autorin das Aufblühen Rosas schildert, die sich vom verängstigten stillen Mäuschen zu einer jungen Frau wandelt. Doch dann kommt Josef ums Leben, die Michalek muß aufgrund ihrer jüdischen Abstammung Wien verlassen, und alles ist wieder beim Alten. Erst der Witwer Ferdinand bringt wieder Freude in Rosas Leben, doch auch das ist nur von kurzer Dauer. Der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg nehmen Rosa alles, und sie, die sich geöffnet hatte und auf der Suche nach Glück das Risiko eingegangen ist verletzt zu werden, erlebt heftige Rückschläge, von denen die Trümmerfrau sich nie erholt. Selbst Jahrzehnte nach dem Krieg sind bei Rosa, nun inzwischen eine alte Frau, die Wunden von einst nicht verheilt. Vor allem aus Einsamkeit nimmt sie nach ihrer Pensionierung als Schaffnerin eine Anstellung als Haushälterin im Hause der Autorin an, die erst nach dem Tod der dominanten Angestellten rausbekommt, daß Rosa sie in einem wichtigen Punkt belogen hat. *R. B.*

***Renate Welsh: „Die schöne Aussicht"**, dtv premium, München 2005, kartoniert, 236 Seiten, 14 Euro, Best.-Nr.: 5529*

Ergänzend

Reisehandbuch über Burgen im Ordensland

Christofer Herrmann hat mit „Burgen im Ordensland" ein Kleinod zur Einführung in die Burgenarchitektur im Preußenland vorgelegt. Der Kunsthistoriker hatte sich 2005 in Greifswald mit einer Arbeit über die mittelalterliche Architektur in den preußischen Bistümern Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland habilitiert und ist Professor an der Universität Allenstein. Damit ist er Experte für die über 70 Burgen aus der Ordenszeit in Ost- und Westpreußen. Von den einzelnen Burgen werden in der gebotenen Kürze die Architektur, die Geschichte und der Anreiseweg beschrieben. Diese Beschreibungen werden durch Bildmaterial ergänzt. Die Devise knackig gefällt, da es sich um ein Reisehandbuch handelt.

Der Autor stellt der gut bebilderten Präsentation der Burgen einen Abriß zur Geschichte voran sowie eine Beschreibung der Architekturtypen – der Autor unterscheidet zwischen frühen Burgen bis 1270, frühen Kastellburgen in der Zeit zwischen 1270 und 1300, klassischen Kastellburgen gegen Ende des 13. Jahrhunderts, Konventsburgen ab 1350 und den Burgbauten nach der Schlacht von Tannenberg –, eine Erläuterung der wichtigsten Architekturelemente und eine Ortsnamensübersetzung. Gerne hätte man zu jeder Burg ein aktuelles Farbbild gesehen. Doch der Autor hat sich an den Farben des Ordens orientiert: Schwarz und Weiß, um so das Buch nicht zu kostspielig werden zu lassen. Die Qualität des Handbuchs leidet darunter nicht wesentlich.

Das Reisehandbuch ergänzt erfrischend das vo, Ehepaar Garniec publizierte Buch „Schlösser und Gutshäuser im ehemaligen Ostpreußen". *B. Knapstein*

***Christofer Herrmann: „Burgen im Ordensland – Deutschordens- und Bischofsburgen in Ost- und Westpreußen"**, Bergstadtverlag, Würzburg 2006, 160 Abb., 288 Seiten, 24,90 Euro, Bestell-Nr.: 5489*



Bis heute eindrucksvoll

Neuauflage des Nachkriegsromans »Jungen die übrigblieben«

Erich Loest erzählt in dem vom Deutschen Taschenbuch Verlag wiederaufgelegten, 1950 erstmals erschienenen Roman „Jungen die übrigblieben", die Geschichte des jungen Walther Uhlig, der kurz vor Kriegsende von der Schule abgeht und zum Kriegsdienst einberufen wird.

Walther und die anderen Kindersoldaten lernen schon bald den harten Drill ihrer Vorgesetzten kennen. Hart sind die Strafen für die kleinsten Vergehen oder Schlamperein, und dieses gemeinsame Leiden und der indoktrinierte Nationalfanatismus schweißen die Jungen zu einer Gruppe zusammen, die nur ein Ziel vor Augen hat, nämlich den Krieg für den Führer und das geheiligte Vaterland zu gewinnen.

Wenige Tage bevor die jungen Männer tatsächlich in den Krieg ziehen, vertraut Walther seinem Kameraden Dittrich seine gewagten Zweifel am Endsieg an.

„Was ist mit dir bloß los?' fragte Dittrich eines Abends. ... ‚Sag mal', fragte Uhlig plötzlich, glaubst du, daß wir den Krieg noch gewinnen?' Dittrich war überrascht. ‚Natürlich', sagte er. ‚Siehst du. Und ich eben nicht. Deswegen das alles. Deswegen halte ich mich zurück. Ich will nicht Unteroffizier werden und schon gar nicht Offizier. Dann wäre ich viel mehr gefährdet. Ich will nicht verrecken für eine Sache, die ohnehin schon verloren ist.'...?

Dann kommt der entscheidende Befehl. Die jungen Soldaten verlassen das Truppenlager, um dem wahren Krieg ins Auge zu sehen.

Walther überlebt das schreckliche Kriegsinferno, gerät jedoch in sowjetische Gefangenschaft.

„Uhlig wußte nicht, wie lange er gelegen hatte, als Rufen und Lachen in sein Bewußtsein drang. ‚Fritz! Fritz!' Etwas hartes stieß an seine Schulter. Als Uhlig die Augen öffnete, standen vier russische Soldaten vor ihm. Sie hielten die Maschinenpistolen auf ihn gerichtet ..."

Als Uhlig aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wird, scheint das Leben jedoch nicht leichter, sondern aufgrund der vorherrschenden Perspektivlosigkeit eher schwerer.

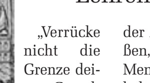
„‚Früher gab es Werte', sagte Uhlig. ‚Möglicherweise war es Blödsinn: Ehre, Gewissen ... Aber die Leute konnten sich daran festhalten wie an einem Geländer, wie an einem Tau. Und heute?' ... ‚Stimmt', sagte Steinbach. ‚Das ist alles zum Teufel. Wir müssen uns mühsam eine neue Moral zusammenklauben ... wir haben nichts, was noch Gültigkeit hätte.'"

Uhlig und seine Kameraden fühlen sich verraten und verlassen, wie „Jungen die übrigblieben".

Loest, der selbst in der Endphase des Zweiten Weltkriegs als sogenannter "Werwolf" aktiv war, beschreibt in diesem Buch das Schicksal der Kindersoldaten, die mit großen Träumen und festem Glauben an das Bestehende und ohne die geringste Ahnung, was sie in Wirklichkeit erwartete, in den Krieg zogen. Jene, die das Glück hatten zu überleben, kehrten jedoch desillusioniert, frustriert und perspektivlos zurück in die noch vor kurzem so gepriesene zerstörte deutsche Heimat.

Dem ehemaligen DDR-Schriftsteller und späteren Bautzen-Häftling Loest ist es gelungen, die gähnende emotionale Leere, die in den jungen Heimkehrern herrscht, für den Leser gut nachvollziehbar darzustellen. Das abrupte Ende des Buches verstärkt diesen Effekt und stimmt nachdenklich. Ein lehrreicher, interessanter und berührender Roman. *A. Ney*

***Erich Loest: „Jungen die übrigblieben"**, dtv, München 2006, 380 Seiten, 10 Euro, Best.-Nr.: 5530*



Alltagshilfe

Lehren aus der Bibel

„Verrücke nicht die Grenze deines Grundstückes, die schon deine Vorfahren festgelegt haben." Dieses ist einer der 31 Sprüche aus einem der drei Bücher Salomo, die der Ostpreuße und Pfarrer Gerhard Fröhlich anhand Beispielen aus eigener Erfahrung erläutern kann. Für den 1929 geborenen Masuren sind vor allem die Sprüche, die in der Bibel unter dem Namen des israelischen Königs Salomo (972–932 v. Chr.) stehen, auch für die Gegenwart voller Lehren für das eigene Leben. Einige Sprichwörter Salomos sind sogar in den deutschen Sprachschatz eingegangen, ohne daß den meisten Menschen bekannt wäre, wo sie ihren Ursprung haben. Hierzu gehören „Übermut tut selten gut" oder „Wer einem anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein". Doch nun zurück zu dem eingangs erwähnten Spruch. Hierzu erlebte der Autor im Kleinen wie im Großen, welche Folgen es hat, wenn Menschen sich nicht an diesen Rat halten. Ob nun ein anderer Bauer im Ort, der zu Lasten der Felder der Familie Fröhlich sein eigenes Ackerland Stück für Stück vergrößerte, oder die Polen, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sich die Heimat des Masuren einverleibten; immer sind andere Menschen die Leidtragenden, wenn jemand Salomos Weisheit zuwiderhandelt. Aber auch zum Thema Nächstenliebe, Stolz, Trunkenheit, Ehe, Ehre, Glück und Wahrheit hat der erst 1972 in die Bundesrepublik Deutschland umgesiedelte Pfarrer in den Büchern Salomo Hilfreiches für das Alltagsleben entdeckt. Alle Sprüche erläutert er anhand eigener Erfahrungen. *Bel*

***Gerhard Fröhlich: „Schon von Salomo gehört ...? – Nachdenkliches für unsere Zeit"**, Schardt Verlag, Oldenburg 2005, broschiert, 119 Seiten, 10 Euro, Best.-Nr.: 5531*

Mit Polemik gewürzt

Gründer der »Financial Times Deutschland« sieht das Ende der Sozialen Marktwirtschaft voraus

Schon der Titel läßt aufhorchen: Wolfgang Münchau kündigt nicht weniger als das „Ende der Sozialen Marktwirtschaft" an. Das ist ungefähr so, als würde man in Indien auf offener Straße eine heilige Kuh schlachten. Aber um Aufsehen geht es dem Autor, der einer der Gründer der „Financial Times Deutschland" (FTD) gewesen ist und nun als Europa-Kolumnist und Associate Editor der „Financial Times Limited" mit Sitz in Brüssel tätig ist. Münchaus Polemik gegen all das, was den bundesrepublikanischen Nachkriegskonsens angeht, ist hervorragend geschrieben. Dabei bleibt die Differenziertheit des Urteils allerdings auf der Strecke. Der Kolumnist ist erkennbar auf Krawall gebürstet, doch gerade dies macht die Lektüre so erfrischend.

Münchau übt eine grundsätzliche Systemkritik. Er hält nichts von der ausufernden Reformdebatte in Deutschland. Die Soziale Marktwirtschaft, so seine Hauptthese, war „ein funktionierendes System für eine mittelständisch geprägte Industriegesellschaft". Doch die Stürme der Globalisierung werden sie hinwegfegen. Der Autor glaubt nicht an die Wirksamkeit von einzelnen Reformen. Er sieht sowohl das Wirtschaftssystem als auch die politische Ordnung der Bundesrepublik in Gefahr. Diese Vorstellung erfüllt ihn aber keineswegs mit Grauen. Münchau sehnt die Krise fast herbei, die Schluß machen werde mit den Gepflogenheiten des „rheinischen Kapitalismus" und der „Deutschland AG". Der ehemalige Chefredakteur der „FTD" hat lange Jahre in Großbritannien und den Vereinigten Staaten gelebt. Und das angelsächsische Modell, wie Wirtschaft, Gesellschaft und Politik aufgebaut sein sollten, wünscht er sich auch für Deutschland herbei.

„Was die Soziale Marktwirtschaft in ihrem Wesen ausmacht, ist eine vorkapitalistische Vetternwirtschaft, ein dicht vernetzter Klüngel von Banken, Unternehmen und Politik, und eine Wirtschaftspolitik, die schon seit Jahrzehnten nicht mehr auf dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung beruht", schreibt Münchau. Recht hat er, will man ihm zurufen, doch meint er anscheinend nicht die Soziale Marktwirtschaft im Sinne Ludwig Erhards, sondern das, was die Sozialromantiker, Wohlfahrtsstaatsbefürworter und Besitzstandswahrer in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft aus ihr gemacht haben. Doch ein Streit um Worte bringt wenig. Die Fakten sind hingegen eindeutig: Aus der Systemkonfrontation mit dem Ostblock ist nicht das europäische Sozialstaatsmodell als Sieger hervorgetreten. In vielen Ländern Asiens und Osteuropas herrschen mittlerweile Zustände, die noch liberaler und marktwirtschaftlicher sind als in den Mutterländern des angelsächsischen Kapitalismus.

Wolfgang Münchau ist immer dann besonders stark, wenn er die satte Selbstzufriedenheit der Westeuropäer angreift. Politiker vom Schlage eines Oskar Lafontaine oder Gewerkschaftsfunktionäre tragen gebetsmühlenartig vor, die deutschen Arbeitnehmer müßten vor der Billigkonkurrenz aus dem Ausland geschützt werden. Schön wäre es, wenn das unser einziges Problem wäre: „Unser Problem sind nicht chinesische Billigarbeiter, sondern chinesische Wissenschaftler und indische Ingenieure, die mit uns konkurrieren, egal, ob sie mit uns direkt auf unserem heimischen Arbeitsmarkt konkurrieren oder indirekt durch den Handel."

Die von Münchau präsentierten Zahlen lassen aufhorchen: Der Weltanteil Asiens an wissenschaftlichen Publikationen stieg von 16 Prozent im Jahr 1990 auf 25 Prozent im Jahr 2004. Wenn dieser Trend anhält, wird Asien in zehn bis 15 Jahren mehr wissenschaftliche Veröffentlichungen produzieren als die USA. Indien produziert jedes Jahr 260 000 Diplomanden in den Ingenieurswissenschaften. Dieser Anteil wird sich bis zum Ende des Jahrzehnts verdoppeln. Im Jahr 1990 waren 62 Prozent aller Doktoranden in den USA bei den Ingenieurswissenschaften Ausländer, hauptsächlich Asiaten. An der Johns Hopkins University in Maryland bestand ein ganzer Jahrgang von Doktoranden in der Mathematik nur aus Chinesen, so Münchau.

Noch ist Deutschland die drittgrößte Volkswirtschaft der Welt. Doch dies kann sich ändern. Der Autor verweist auf eine Projektion der amerikanischen Investmentbank Goldman Sachs, welche sich auf die Entwicklung des Wirtschaftswachstums von Brasilien, Rußland, Indien und China für die nächsten 50 Jahre bezieht. Laut Goldman Sachs werden die vier BRIC-Staaten in weniger als 40 Jahren zusammen ein höheres Volkseinkommen haben als die G 6. China werde Deutschland im Jahr 2007 überholen. Indien ist dann im Jahr 2023 dran, Rußland 2028 und Brasilien im Jahr 2036. Sicherlich ist eine solche Langzeitanalyse mit vielen Fragezeichen behaftet. Doch Münchau treibt eine reale Sorge um: In 50 Jahren könnte Deutschland sowohl ein politischer als auch ein ökonomischer Zwerg sein. Möglicherweise werde auch nicht das angelsächsische System die Antwort auf diese Herausforderung der Globalisierung sein. Aber es werde ein liberales sein.

In den kommenden Jahren werden wir uns dem Qualitätswettbewerb stellen müssen, keinem Kostenwettbewerb. Diese Lektion haben die Deutschen noch nicht begriffen. Und schon sind wir bei der nächsten heiligen Kuh. Der Deutsche liebt sein Auto und hängt an der Industriegesellschaft. Klar, viele deutsche Arbeitsplätze hängen an der Automobilindustrie, doch ist das gut? Denn auch hier stechen uns die Wettbewerber aus. Erst im Jahr 1989 stellte die Firma Toyota auf der Autoshow von Detroit ein Topmodell vor, den Lexus. Im Jahr 2004 hatte der Lexus schon den größten Marktanteil in der Luxusklasse in den USA, gefolgt von BMW und Cadillac. DaimlerChrysler fiel auf den fünften Platz zurück.

Deutschland lebt mental immer noch in der Industriegesellschaft, obwohl der Anteil der Industrie am volkswirtschaftlichen Gesamteinkommen zwischen 1970 und heute von 34 Prozent auf gerade mal 20 Prozent gesunken ist. Will Deutschland weiterhin oder endlich wieder Erfolge haben, so muß es sich hin zur Dienstleistungsgesellschaft entwickeln. Der große Vorteil: Dies bietet sogar eine Art Schutz vor der Globalisierung. Bestimmte Dienstleistungen können eben nicht über die Landesgrenzen transportiert werden.

Dieses Buch will sich erkennbar von anderen Krisenbüchern unterscheiden. Es ist kein Buch über Reformen, sondern ein einziger Ruf nach dem Big Bang, der alles verändert und auf den Kopf stellt. Doch in einem nicht unerheblichen Punkt ähnelt auch Münchau den übrigen Propheten der Krise. 190 Seiten übt er Kritik an den verlotterten Zuständen in diesem Lande. Und dann kommen noch mal knapp 30 Seiten mit eigenen Rezepten. Doch Münchaus Kochbuch ist zu exklusiv. Er schreibt über den Globalisierungs- und den Liquiditätsschock, über den Niedriglohnsektor, private Zusatzrenten und Wohneigentum. Der große Wurf sieht anders aus. *Ansgar Lange*

***Wolfgang Münchau: „Das Ende der Sozialen Marktwirtschaft"**, Carl Hanser Verlag, München-Wien 2006, 250 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr.: 5532*



Siegfried Lenz
So zärtlich war Suleyken
„Diese Geschichten sind kleine Erkundungen der masurischen Seele und zwinkernde Liebeserklärungen an mein Land - eine Huldigung an die Leute von Masuren ...“ (Siegfried Lenz)
Geb., 141 Seiten, 22 cm
Best.-Nr.: 2346, NUR €4,99

Heinz Böhm
Schlehenschnee
Band 1 der Reihe „Eine Liebe in Masuren“
TB, 193 Seiten, 18 cm
Best.-Nr.: 5559 NUR € 5,95

Heinz Böhm
Die schönen Jahre des Lebens
Band 2 der Reihe „Eine Liebe in Masuren“
TB, 206 Seiten, 18 cm
Best.-Nr.: 5560 NUR € 5,95

Heinz Böhm
Flucht ohne Wiederkehr
Band 3 der Reihe „Einen Liebe in Masuren“
TB, 216 Seiten, 18 cm
Best.-Nr.: 5561 NUR € 5,95

NEU!





Grete Fischer
Letzter Sommer in Ostpreußen
Erzählungen.
Brosch., 72 Seiten
Best.-Nr.: 5512, € 4,95

Gerhard Eckert
Anekdoten aus Ostpreußen
Brosch., 93 Seiten
Best.-Nr.: 5247, € 5,95

Heinz Georg Podehl
Grüße aus Ostpreußen
33 Briefe in den Westen.
Brosch., 78 Seiten
Best.-Nr.: 5513, € 4,95

Anabela Arnold Cudell
Eine Königsberger Familie
Geschichten der Arnoldts und Hilberts
Legt der Leser das Buch aus der Hand, so wird ihm der große Verlust, der durch die Abtrennung Ostpreußens von Deutschland entstanden ist, bewußter geworden sein.
Geb., 343 Seiten, 50 Farb- und Schwarz-Weiß-Bilder, farbiger Schutzumschlag.
Best.-Nr.: 3690, € 15,00

Annemarie in der Au
Ich heirate Großpapa
Ein Feriensommer in Ostpreußen
Brosch., 94 Seiten
Best.-Nr.: 5514, € 5,95

Ursula Klein
Geburtsort: Königsberg
Die Leser erleben hautnah das Alltagsleben der gläubigen Familie Krohn in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg bis zum Untergang der stolzen Krönungsstadt. Historisch äußerst interessant werden die geschichtlichen Ereignisse dieser Zeit sowie das Wachsen und Werden Königsbergs wahrheitsgetreu geschildert und die Kriegswirren erschütternd in dieser romanhaft und liebevoll geschriebenen Familiengeschichte dargestellt.
Kart., 552 Seiten, 40 s/w Fotos
Best.-Nr.: 3982, € 29,80

Hildegard Rauschenbach
Marjellchen plachandert wieder
Geb., 228 Seiten
Best.-Nr.: 4737, € 12,95

Eva-Maria Sirowatka
Frühstück mit Herrn Schulrat
Heitere Erzählungen
Geb., 149 Seiten
Best.-Nr.: 1649, € 9,95



Fahne Ostpreussen Landsmannschaft mit Elchschaufel
Maße: 90 x150 cm in Deko-Qualität
Best.-Nr.: 2093, NUR € 14,00

Fahne Provinz Ostpreußen mit Adler
Maße: 90 x 150 cm in Deko-Qualität
Best.-Nr.: 3990, NUR € 14,00

Karlheinz Weißmann (Hrsg.)
Die Besiegten
Die Deutschen in der Stunde des Zusammenbruchs 1945
Die Deutschen sind im Zweiten Weltkrieg nicht nur militärisch besiegt worden: Die Nation brach physische und psychisch völlig in sich zusammen und wurde als Feindstaat besetzt und behandelt. Das, was in den Monaten vor und nach dem 8. Mai 1945 der deutschen Zivilbevölkerung und den Kriegsgefangenen in Ost und West angetan wurde, kann nicht als „Befreiung“ bezeichnet werden.
Geb., 300 Seiten, 10 Abb.
Best.Nr.: 4680, € 22,00

Henrik Eberle / Matthias Uhl
Das Buch Hitler
Aufzeichnungen über Adolf Hitler aus russischen Geheimarchiven.
Geb., 500 Seiten mit 70 Abb.
Best.Nr.: 4632, € 24,90

Antony Beevor
Berlin 1945- Das Ende
Als die rote Armee im Januar 1945 die Grenzen des deutschen Reiches überschritt, standen Raub, Vergewaltigung und Tod auf der Tagesordnung. Auch in seinem neuen Buch gelingt es dem Autor, historischen Ereignissen Gesichter zu verleihen.
Geb., 541 Seiten
Best.Nr.: 3724, € 36,00

Patricia Clough
In langer Reihe über das Haff
Die Flucht der Trakehner aus Ostpreußen
Am 16. Oktober 1944 mußte sich das 200 Jahre alte weltberühmte Gestüt vor der russischen Armee retten. Eine der ergreifendsten Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg. Gebunden, 216 Seiten
Best.Nr.: 4033, € 19,90

Thomas Urban
Der Verlust
Die Vertreibung der Deutschen und Polen im 20. Jahrhundert.
Geb., 224 Seiten
Best.Nr.: 4576, € 19,90

Klaus Voß, Paul Kehlenbeck
Letzte Divisionen 1945
Die Panzerdivision Clausewitz / Die Infanteriedivision Schill
Das Buch behandelt Aufstellung und Einsatz dieser beiden deutschen Divisionen im April 1945 und schließt damit eine Lücke in der Literatur der Kriegsgeschichte.
Geb., 375 Seiten mit zahlr. Abb
Best.Nr.: 4573, € 25,90

Christian Hartmann, Johannes Hürter
Die letzten 100 Tage des Zweiten Weltkriegs
Was geschah zwischen dem 30. Januar 1945 und dem 8./9. Mai 1945? Diese unvergleichliche Chronik schildert Tag für Tag, wie die Menschen den Untergang des Dritten Reichs erlebten.
Geb., 224 Seiten
Best.Nr.: 4639, € 18,00

Sandra Kalniete
Mit Ballschuhen im sibirischen Schnee
Auf der Grundlage persönlicher Erlebnisse und von Archivquellen erzählt die Autorin in eindrücklicher Weise die Geschichte ihrer Familie, die das Schicksal all jener teilen musste, deren Leben durch die Entscheidungen zweier totalitärer Regimes nach 1939 eine dramatische Wendung nahm. Die Autorin war eine aktive Schlüsselfigur im nabhängigkeitskampf Lettlands und führte ab 2002 als Außenministerin Lettland in die EU. Geb., 352 Seiten
Best.Nr.: 4678, € 22,90

Günther W. Gellermann
Die Armee Wenck - Hitlers letzte Hoffnung
Die 12. Armee, besser bekannt als »Armee Wenck«, war das allerletzte Aufgebot des deutschen Heeres im April 1945. Kart., 215 Seiten
Best.Nr.: 4682, € 14,90

Frederick Taylor
Dresden, Dienstag, 13. Februar 1945
Militärische Logik oder blanker Terror?
Erstmals beleuchtet Frederick Taylor aus britischer Sicht kritisch den Luftangriff auf Dresden kurz vor Kriegsende. Er analysiert die Strategie des gezielten Terrors gegen die Zivilbevölkerung im Zusammenhang mit dem Kriegsverlauf, mit den Luftangriffen der Deutschen und mit der Aufweichung moralischer Grundsätze.
Geb., 544 Seiten,
Best.Nr.: 4518, € 26,00

Wolfgang Paul
Der Endkampf
Deutschlands Untergang 1945
Der Autor führte den Endkampf als Oberleutnant mit und sein Buch schildert - aus der Sicht verschiedener Soldaten und beginnend mit der Zerstörung Dresdens am 13. Februar - die letzten hundert Tage bis zum Untergang des Dritten Reichs.
Dieser Bericht über den Endkampf ist geeignet, schematische und vereinfachende Vorstellungen vom Krieg und seinen Akteuren zu differenzieren und somit die Tragik des Endkampfs verstehbar zu machen. Geb., 420 Seiten., 30 Kart.
Best.Nr.: 4681, € 26,00

Siegerjustiz

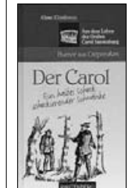
Kriegs-verbrecher?

Heinrich Pflanz
Der Spöttinger Friedhof in Landsberg am Lech
Im Landsberger Kriegsverbrechergefängnis (WCP) wurden bis ins Jahr 1951 284 Todesurteile vollstreckt. Wurden die Hingerichteten nicht von ihren Angehörigen überführt, ruhen sie auf diesem Friedhof. Gestützt auf private Aufzeichnungen und Dokumente aus amerikanischen Archiven werden die Schicksale der Hingerichteten, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, aufgezeigt.
Geb., 424 Seiten mit zahlr. Abb.
Best.Nr.: 4574, € 35,00

Volker Koop
Das Recht der Sieger
Absurde alliierte Befehle im Nachkriegsdeutschland
Geb., 176 S. geb., 24 Abbildungen
Best.Nr.: 4675, € 19,90

Ostpreußischer Humor

Humor aus Ostpreußen
In diesem fröhlichen Buch findet man köstliche Anekdoten und lustige Geschichten aus dem alten Ostpreußen, wie sie von Mund zu Mund gingen und wie sie einst in der „Georgine“ erschienen. Geb., 144 Seiten
Best.-Nr.: 4191, € 9,95



Klaus Klootboom
Der Carol
Aus dem Leben des Grafen Carol Sassenburg.
Geb., 125 Seiten
Best.-Nr.: 3715, € 9,95

Rudolf Meitsch
Ostpreußische Sprichwörter, Redensarten, Schwänke
Lorbas, nimm noch e Schlubberche Humor aus Ostpreußen. Vieles wird bekannt sein, manch Vergessenes wieder zu Tage treten. Geb., 157 Seiten
Best.-Nr.: 1723, € 9,95

Carl Budich
Witze aus Ostpreußen
Brosch., 58 Seiten
Best.-Nr.: 5542, € 4,95

Hans B. Meyer
Spaßige Geschichten aus Danzig
Bowkes und Pomuchelsköpp
„Der Humor ist die Harmonie des Herzens“, hat Marion Lindt einmal geschrieben - und was kann uns leichter hinweghelfen über Alltag, Sorgen und Sehnsucht nach Verlorengegangenem als diese Harmonie. Geb., 206 Seiten
Best.-Nr.: 4189, € 9,95

Hildegard Rauschenbach
Koddrig und lustig
Geb., 176 Seiten
Best.-Nr.: 1401, € 12,95

Betty Römer-Götzelmann
Lache un Griene en enem Sack
Brosch., 310 Seiten
Best.-Nr.: 3808, € 15,50

Buch der Woche

Walter Kempowski
Hamit - Tagebuch 1990

Hamit - Heimat: dieses altmodische Wort beherrscht das Leben Walter Kempowskis im Jahr eins nach dem Mauerfall. 1990 kehrt er in seine Geburtsstadt Rostock zurück - es ist eine langsame, manchmal quälende, manchmal tief bewegende Annäherung in vielen Schritten. Zuerst zusammen mit dem Bruder, der einen Panzer aus Kälte braucht, um den Anblick des elterlichen Hauses zu ertragen. Es ist der Ort, wo sie vom Tod des Vaters erfuhren, es ist der Ort, wo Walter nach dem Krieg verhaftet wurde und für acht Jahre nach Bautzen verschwand. Mit der persönlichen Annäherung verfolgt Kempowski gleichzeitig die Annäherung der beiden deutschen Staaten - hin und her gerissen zwischen Angst und Aufbruchstimmung. 1990 ist aber auch das Jahr der Fertigstellung seines ersten Tagebuches »Sirius«, ist intensive Auseinandersetzung mit dem kollektiven Tagebuch »Das Echolot«, begleitet von entmutigenden Zweifeln, ob dieses große Gedächtnis der kleinen Leute bewältigt werden kann. Auch in »Hamit« gelingt Kempowski diese eindrückliche Mischung aus Alltag und Politik, aus Schreiben und Erinnern, aus Träumen und genauer Beobachtung. In der Konfrontation mit Rostock arbeitet er Herkunft und traumatische Erfahrungen ab. Er betrachtet das, was Heimat sein könnte, von allen Seiten. Am Ende bleibt ihm von der Heimat nicht mehr und nicht weniger als Heimweh.
Geb., 430 Seiten mit S/W-Fotos, 22 cm
Best.-Nr.: 5558, € 24,95

Udo Ulfkotte
Der Krieg in unseren Städten
Wie radikale Islamisten Deutschland unterwandern
TB, 271 Seiten
Best.-Nr.: 2358 € 8,90

Udo Ulfkotte
Der Krieg im Dunkeln
Die wahre Macht der Geheimdienste
Die Geschichte der großen Geheimdienste von ihrer Gründung bis heute als eine Geschichte von Höhepunkten und Niederlagen, Pannen und Skandalen, legalen und illegalen Methoden. Der Autor zeigt, wie Agenten die Weltwirtschaft lenken, was Politiker von den Aktionen ihrer Spionageeinrichtungen wissen, wer die Agenten kontrolliert und wie die Geheimdienste zusammenarbeiten.
Geb., 384 Seiten
Best.-Nr.: 5181, € 22,90

Reinhard Hauschild
Flammendes Haff
Dieser Roman führt in die Apokalypse des Zusammenbruchs der deutschen Vertreidigung an der Küste Ostpreußens im Frühjahr '45. Der Autor war in der ostpreußischen 24. Panzerdivision zuletzt Oberleutnant d.R.
Brosch.; 297 Seiten mit Bildteil im Anhang
Best.-Nr.: 1035, € 15,50

Reinhard Hauschild
Im Rachen der Schlange
Dies ist der Bericht vom Leben und langsamen Sterben des 1921 in Koblenz geborenen Dr. jur. utr. Siegmar Kirschweg, der den größten Teil dieses blutigsten Jahrhunderts unserer Geschichte am eigenen Leib erfuhr.
Brosch.: 732 Seiten,
Best.-Nr.: 2505, € 20,50

Werner Maser
Fälschung, Dichtung und Wahrheit über Hitler und Stalin
„Daß dieses Buch keinen einhelligen Beifall finden wird, ist mir bewußt. Doch der Historiker, der nicht der historischen Wahrheit allein verpflichtet sein will, beschädigt sich und seine Zunft.“ Werner Maser, Geb., 477 Seiten
Best.-Nr.: 3788, € 34,00

Werner Maser
Das dritte Reich
Alltag in Deutschland von 1933 bis 1945
Brosch., 460 Seiten
Best.-Nr.: 1480, € 19,50

Werner Maser
Hitlers Briefe und Notizen
Sein Weltbild in handschriftlichen Dokumenten
Geb., 397 Seiten
Best.-Nr.: 1557, € 14,95

Werner Maser
Nürnberg
Tribunal der Sieger, Geb., 476 Seiten
Best.-Nr.: 5329, € 28,00

Ralf Georg Reuth
Hitler
Eine politische Biographie
Wo andere Autoren immer wieder Bekanntes referieren oder in der Fülle des Materials unterzugehen drohen, zieht Ralf Georg Reuth in dieser politischen Biographie klare Linien, macht Zusammenhänge sichtbar.
Geb., 685 Seiten mit Fototaf., 22 cm
Best.-Nr.: 3237, € 24,90

Reinhard Scholzen - KSK
Das Kommando Spezialkräfte der Bundeswehr.
Reich bebilderte Dokumentation über den Bundeswehr-Eliteverband.
Geb., 174 Seiten, Format 19,5 x 25 cm
Best.-Nr.: 3578, € 29,90

Markus Wölfe
Die Auslandseinsätze der Bundeswehr
und ihre Auswirkungen auf die Rolle der Bundesrepublik Deutschland im internationalen System.
Geb., 158 Seiten
Best.-Nr.: 5158 € 24,00

PMD
Preußischer Mediendienst

Als das Reich zerfiel DVD
3 Dokumentar-Filme auf einer DVD: Dresden von der Blüte bis zur Zerstörung, Triumph und Tragödie der Wilhelm Gustloff, Nemmersdorf 1944 - Die Wahrheit über ein sowjetisches Kriegsverbrechen. Gesamt-Laufzeit: 186 Minuten,
FSK: ab 16 Jahren
Best.-Nr.: 3566, € 19,95



Feuersturm am Rhein DVD
Die „Ardennenoffensive“, die letzte große deutsche Angriffsoperation im Westen, war nach überraschenden Anfangserfolgen im Januar 1945 fehlgeschlagen. Schon im Februar 1945 standen die Alliierten am „Westwall“, dem letzten Sperrriegel an der Grenze des Deutschen Reiches. Laufzeit: 78 Minuten + 40 Minuten Bonusfilm, FSK: ab 16 Jahren
Best.-Nr.: 4469, € 14,95



Der Todeskampf der Reichshauptstadt DVD
Das Leiden vieler und die Tapferkeit einzelner, häufig in ausweglöser Situation im Endkampf um Berlin.
Laufzeit: 80 Minuten + 80 Minuten Bonusfilme und Interviews,
FSK: ab 12 Jahren
Best.-Nr.: 4867, € 14,95

Stunde Null DVD
Acht Filme aus allen Regionen Deutschlands dokumentieren die letzten Schlachten und den Neubeginn im Frieden. Da die Aufnahmen in ihrem Originalzustand belassen wurden, besitzen die Filme einen hohen authentischen Charakter.
Doppel-DVD-Box, Laufzeit: 370 Minuten, FSK ab 12 Jahren
Best.-Nr.: 4757, € 19,95

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an:
Preußischer Mediendienst · Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis
		PMD - Gesamtkatalog	gratis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Weitere aktuelle Angebote finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

MELDUNGEN

56 Prozent gegen neue Moscheen

Allensbach – Die Bereitschaft der Deutschen zur Toleranz gegenüber dem Islam schwindet, so das Ergebnis einer Umfrage des Instituts für Demoskopie in Allensbach für die „Frankfurter Allgemeine". 56 Prozent der 2000 Befragten sprachen sich dafür aus, den Moscheebau in Deutschland zu verbieten, solange in manchen islamischen Ländern keine Kirchen gebaut werden dürfen. Ebenfalls 56 Prozent waren der Meinung, daß ein „Kampf der Kulturen" mit dem Islam im Gange sei, 25 Prozent verneinten das. 2004 lag dieses Verhältnis noch bei 46 zu 34 Prozent.

Englisch als Nationalsprache

Washington – Der US-Senat hat einen Zusatz zum Einwanderungsgesetz beschlossen, nach dem die amerikanische Regierung „die Rolle des Englischen als nationaler Sprache erhalten und erweitern" soll. Die USA haben keine offizielle Amtssprache. Die Sprachdebatte wurde dadurch angefeuert, daß eine Gruppe spanischsprachiger Musiker die US-Hymne ins Spanische übersetzt hatten.

ZUR PERSON

Nächstes Ziel Europa

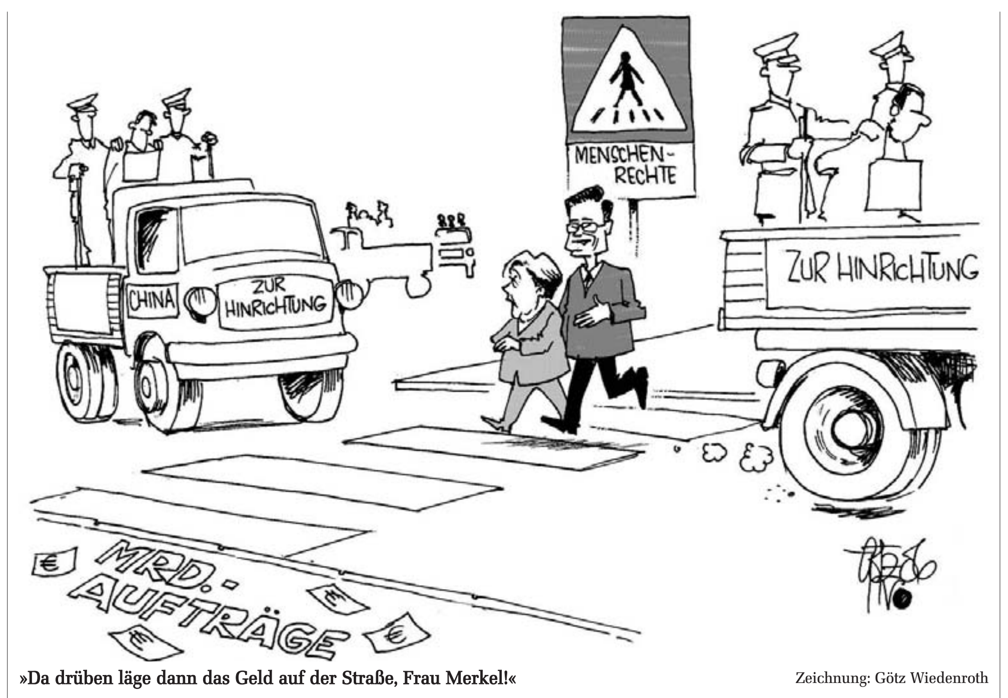


Für seine nur 44 Lebensjahre hat der montenegrinische Ministerpräsident **Milo Djukanovic** bereits eine erstaunliche politische Karriere hinter sich, die er jetzt mit dem Sieg bei der Abstimmung über die Unabhängigkeit des Landes krönte. Mit nur wenig mehr als den von der EU geforderten 55 Prozent der Stimmen hatten sich die Bürger des 600 000-Einwohner-Ländchens für die Loslösung von Serbien entschieden. Djukanovic war der Anführer der Unabhängigkeitsbewegung.

Geboren 1962 in der zweitgrößten Stadt Montenegros, Niksic, trat Djukanovic in den 80er Jahren nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften dem Bund der kommunistischen Jugend Jugoslawiens bei, dessen Führung er bis zum beginnenden Zerfall des Vielvölkerstaats angehörte.

Als Mitglied der Sozialistischen Partei wurde er bereits 1991 erstmals Ministerpräsident Montenegros und konnte sich 1998 gegen den serbientreuen Momir Bulatovic beim innerparteilichen Kampf um das Präsidentenamt durchsetzen. Um die Loslösung von Serbien besser vorantreiben zu können, wechselte Djukanovic 2002 wieder auf den Stuhl des Ministerpräsidenten.

Seine Gegner werfen dem jugendlich wirkenden Politiker vor, das kleine Montenegro während seiner langen Herrschaft zu einem „Privatstaat" gemacht zu haben, den er gemeinsam mit ein paar Getreuen nach Gutdünken regiere. Djukanovics äußerst selbstsicheres Auftreten nährt solche Vorwürfe noch. Sein nächstes Ziel nach der Unabhängigkeit, die Montenegro erstmals von 1878 bis 1918 genossen hatte, ist der Beitritt zur EU. *H.H.*



»Da drüben läge dann das Geld auf der Straße, Frau Merkel!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Zartbraun

Die Verekelung des Deutschlandbildes mit Blick auf die Fußballweltmeisterschaft macht ermutigende Fortschritte / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Nach dem öden Abschneiden der aus Deutschland zum europäischen Sängerwettstreit angereisten Gruppe „Texas Lightning" kriechen lächerliche Verschwörungstheorien durchs bundesrepublikanische Unterholz. „Die anderen mögen uns nicht und haben sich hinter unserem Rücken verschworen." Auf diesen paranoiden Kernsatz lassen sich die düsteren Andeutungen zusammenstutzen, die durch Leserbriefspalten und Internet-Foren geistern.

Was für ein Schwachsinn: Umfragen belegen, daß die Deutschen zu den weitaus beliebtesten Völkern des europäischen Kontinents zählen. Der internationale Internet-Reisedienst „expedia.com" erklärte nach einer Umfrage in anderthalb Dutzend Urlaubsregionen auf der ganzen Welt die Deutschen gar zu den beliebtesten Touristen unter der Sonne. Das Fiasko von Athen hat einen anderen, ja entgegengesetzten Grund: Von Sehnsucht zerfressen erwartete das europäische Publikum den deutschen Beitrag, es fand ihn aber nicht! Woher hätten unsere Nachbarn denn wissen sollen, daß die englisch singenden Glitzercowboys mit der Saloonschönheit vorneweg aus Germanien angereist waren? Ja gut, die Ansage hätte es verraten. Doch wenn das Fernsehen in den übrigen europäischen Ländern von der gleichen Qualität ist wie das deutsche, haben die Leute sich dort ebenfalls längst angewöhnt, beim Auftritt sogenannter „Moderatoren" die Ohren zuzuklappen, umzuschalten oder mal kurz zu verschwinden.

Diese Finnen hingegen sahen wirklich so aus wie welche, die bereits seit mehreren Generationen in einem der tausend Seen des skandinavischen Landes vor sich hinmodern. Die konnten nur aus einem wasser- und sumpfreichen Gebiet stammen.

So ist es wieder mal nichts geworden mit dem deutschen Triumph, und wenn es nach den Deutschen selbst geht, wird sich die Reihe der Mißerfolge fortsetzen. Gefragt, wer wohl Fußball-Weltmeister wird, geben sie dem fernen Brasilien die größte Chancen! Klinsis Mannen landen beim eigenen Fanvolk abgeschlagen auf Platz zwei. Es sieht schlecht aus, weshalb Millionen von Fußballfachleuten voraussagen, daß die deutsche Elf nicht über die Vorrunde hinauskommt.

Das beunruhigt die Politik, die nun mit allen Mitteln vermeiden will, daß die ganze Welt bei der Blamage zugegen ist. Man ist zum Äußersten entschlossen: Um die Fremden von WM-Deutschland fernzuhalten, gibt ein ehemaliger Regierungssprecher Reisewarnungen heraus, andere Politiker entfachen Debatten, die wenigstens wie eine solche Warnung wirken. Berlins Bürgermeister Wowereit will sogar einen richtigen „Aufstand" inszenieren. Wer denkt da nicht an brennende Barrikaden oder Autobomben und schleppt seine Deutschlandbuchung umgehend zurück zum Schalter? Vielleicht sollte Wowereit seinem Kollegen in Bagdad die Städtepartnerschaft anbieten, um aller Welt zu zeigen, in welcher Liga die deutsche Metropole wirklich spielt.

> Warum kam Merkel in China so gut an? Hat sie wieder irgendeine Rechnung übernommen?

Hinweise darauf, daß es sich bei vordergründig politisch motivierten Übergriffen in Wahrheit um Auswüchse eines „allgemeinen Gewaltproblems" handelt, dessen Exponenten sich mal so und mal anders kostümieren, nehmen wir übrigens dankbar entgegen. Ebenso Analysen, die zeigen, daß die „Glatzen" (ebenso wie ihr „linkes" Gegenstück, die sogenannten „Zecken") mit Ideologie weit weniger anfangen können als mit der unterirdischen Freude am Fäusteschwingen.

Nach solchen Zwischenrufen geraten wir erst richtig in Fahrt und entdecken im Handumdrehen eine „unerträgliche Verharmlosung". Verharmlosung ist dem eingeführten Sprachgebrauch folgend ja nicht weit entfernt von „Verherrlichung", also im Grunde dasselbe – schwupp hätten wir wieder ein paar neue Nazi-Sympathisanten am Wickel, die wir potentiellen Deutschlandbesuchern vorführen können.

Selbstredend kann die Verekelung von Deutschlands Ruf draußen in der Welt nur funktionieren, wenn sie auf ein bereitwilliges Publikum stößt, das zuvor gründlich präpariert worden ist. Zumindest die angelsächsischen Medien haben da gut vorgearbeitet, indem sie ihr Deutschlandbild seit Jahrzehnten mit einem zarten Braunfilm überziehen, in den Wowereits Revolutionsappell oder die Reisewarnung des Herrn Heye nun kleckerfrei hineinfließen. Wer will da von Zufall faseln, wenn ausgerechnet jetzt noch ein „Braunbär" von den bayerischen Alpen hinabsteigt?

Die Rohstoffe für Kampagnen jedweder Art beziehen wir in der globalisierten Welt übrigens aus aller Herren Länder. Da berichtet ein großes deutsches Magazin unter der reißerischen Überschrift „Riskante Verbindung", daß das Risiko für „Burschenschaftler", sich oder andere zu verletzen, „erheblich über dem anderer Studenten" liege. Daneben ein großes Bild von drei Chargierten in Schwarz-Rot-Gold. Der böse Befund rühre aber nicht vom Fechten her sondern von den Folgen exzessiver Sauferei. Im Rausch komme es auch zu überdurchnittlich vielen sexuellen Übergriffen auf „Burschenschaftlerinnen". Sodom und Gomorrha in der rechten akademischen Gewaltküche! Womit bewiesen wäre, daß die „rechte Gewalt" kein Unterschichtenphänomen ist, sondern sozusagen alle sozialen Ebenen des nichtlinken Bevölkerungssegments zutiefst prägt.

Warum nun das Mensurfechten bei den untersuchten Studenten sowenig Kratzer hinterläßt, erhellt das Magazin erst im zweiten Absatz. Den alarmierenden Erkenntnissen liegt eine Studie über 10 635 Hochschüler im US-Bundesstaat North Carolina zugrunde. Sie hat mit den abgebildeten Burschenschaftern (oder mit Burschenschaftern überhaupt) nicht das Geringste zu tun. Die US-Verbindungen fechten gar nicht nach deutscher Manier und haben auch sonst mit Burschenschaften praktisch nichts gemein.

Ist Globalisierung nicht wunderbar? Früher, im national beschränkten Pressezeitalter, hätten die armen Journalisten anstrengende Recherchen in deutschen Verbindungshäusern anstellen müssen, um am Ende womöglich gar nichts Würziges zu finden. Heute holt man sich einfach alle schmackhaften Zutaten vom Weltmarkt, verrührt sie mit ein paar heimischen Gewächsen und fertig ist der Brei!

Daß man in der Ferne oft viel schneller vorankommt als daheim, hat Angela Merkel nun schon mehrfach in ihrer kurzen Amtszeit erleben dürfen. Der China-Besuch war wieder so ein voller Erfolg, alle sind zufrieden mit der Kanzlerin.

Verdächtig zufrieden. Wie war das damals beim EU-Gipfel, als ganz Europa auf die „Führungsstärke" der deutschen Regierungschefin anstieß, weil sie das festgefahrene Spitzentreffen gerettet habe? Später erfuhren wir, was passiert war. Als nichts mehr ging, hat die Kanzlerin den Finger gehoben und „Okay, ich übernehm die Rechnung!" gerufen. Da ließen sie alle die Angela hochleben. War China etwa wieder so ein „Durchbruch" von der EU-Sorte? Bislang ist glücklicherweise nichts Derartiges ans Licht gekommen, doch die Deutschen ließen die Umfragewerte der Union vorsichtshalber schon mal leicht absacken.

An der Basis von CDU und CSU macht sich Kümmernis breit. Ist keine Freude, von den eigenen Hausnachbarn täglich mit den Wahlkampfbroschüren verprügelt zu werden, die man ihnen vergangenen Herbst selbst in die Hand gedrückt hatte. Oder, noch schmerzhafter: Laut daraus vorgelesen zu bekommen!

Nun ist eine CDU-Frau an die Stelle der stellvertretenden DGB-Vorsitzenden Ursula Engelen-Kefer getreten. Ingrid Sehrbrock feierte ihre Wahl als „moderne Interpretation von Einheitsgewerkschaft". Sie hält das sicher für einen gewaltigen Sprung nach vorn. Die Unionswähler dürften nach der „modernen Interpretation" der CDU/CSU-Wahlversprechen seit der Regierungsbildung bestenfalls gespannt sein, was das nun wieder zu bedeuten hat.

ZITATE

Der Direktor der Gedenkstätte im ehemaligen Berliner Stasi-Gefängnis ***Hohenschönhausen, Hubertus Knabe****, wirft den Kritikern seiner Einrichtung in der „Welt" vom 18. Mai vor, aus* ***persönlichen Gründen*** *das Gedenken zu* ***diffamieren****:*

„Viele Zeitgenossen möchten die Geschichte der SED-Diktatur gern hinter Museumsmauern sperren oder – wie es die umstrittene Expertenkommission zum DDR-Gedenken nannte – ‚kritisch historisieren'. Sie suchen nach Entlastung, weil sie sich selbst der kommunistischen Diktatur nicht entgegengestellt haben."

Zum ***Jahrestag*** *von Kanzler Schröders* ***Verkündung von Neuwahlen*** *kritisiert das „Hamburger Abendblatt" vom 22. Mai die Große Koalition:*

„Ein Jahr nach Schröders Neuwahlbeschluß hat die Große Koalition noch kein Problem gelöst, das wirklich das Adjektiv groß verdient. Und wenn sie etwas bewegt, dann meist in die falsche Richtung."

Der Leiter des im Jahre 2000 eröffneten ***Deutschen Historischen Museums*** *in Berlin, der Geschichtsprofessor* ***Hans Ottomeyer****, beklagt im „Spiegel" vom 22. Mai eine* ***„wachsende Desorientierung" der Deutschen*** *hinsichtlich ihrer Kultur und Vergangenheit:*

„Mich fragen Studenten im 5. Semester: ‚Was ist denn das gewesen, 'ne Kirche? Was haben die Menschen da früher gemacht? Eine Moschee haben wir ja schon mal in der Schule besucht, wegen der Toleranz und so.'"

Die „Augsburger Allgemeine" vom 18. Mai hegt hinsichtlich des ***Kongo-Einsatzes*** *der Bundeswehr* ***große Befürchtungen****:*

„Doch was sollen, was können die 780 deutschen Soldaten und ihre EU-Kameraden in dem riesigen Land erreichen? Wie und womit wollen sie Gewaltausbrüchen begegnen ... ? Die erhoffte psychologische Wirkung des Auftritts europäischer Truppen ist schnell dahin, sobald wirklich geschossen wird."

Des Wertes Leid

Wo Tauben sind in nah und fern,
da kommen mehr der Sorte,
denn gleich und gleich gesellt sich gern –
das ist des Pudels tauber Kern,
gekleidet flott in Worte.

Wo Licht ist, folgt hingegen dicht
sein Gegenstück, der Schatten -
das Folgen ist des Schattens Pflicht,
und ob wir wollen oder nicht,
wir müssen's ihm gestatten.

Wo Wert ist, kommt zwar mehr an Wert
– was wie bei Tauben wäre –
doch folgt als Schatten umkehrt
die Steuer allem, was sich mehrt,
und sorgt erneut für Leere.

Nur seht, wo Mehrwert man nicht schont,
ihn maßlos gar besteuert,
wo das dem Pudel innewohnt,
da wird ja Unwert glatt belohnt!
Sagt, ist das nicht bescheuert?

Pannonicus